H. misc.
133 c
Fiche

Gespraeche

Gespräche
im
Reiche der Todten

zwischen
Kaunitz und Graf v. Herzberg; Pyreneus und Schiller; Maria Theresia und Katharina II. Prinz Eugene und Lascy; Karl VII. und Karl Theodor; Tippo Saheb und Washington; Pilatus und Wilhelm Tell; Bar. v. Steigentesch und Ign. Schmidt; Joseph II. und Friedrich II.; Friedrich II. und Cicero; Sosias und Franklin über Revolutionen; Donquixotte und Sancho Pancha; Freyherr v. Knigge an den Verfasser des Triumphes der Philosophie; Montesquieu an Sieyes; derselbe an einen Minister; derselbe an die französische Nation; Germania an Joseph II. ins Elysäum; Joseph II. an Marschall Bender; Pitt an einen deutschen Minister; an den lustigen Komus; an Benjamin Franklin; an Maria Theresia; an Wilhelm Tell; Korrespondenz zwischen Joseph II. und Friedrich II. im Reich der Todten ꝛc. ꝛc.

Aus der einst so beliebt gewesenen
Neuwieder Zeitung
gesammelt und neuerdings zum Drucke befördert
von Fr. C. Abel.

Zwey Theile.

Mit 1 Kupfer.

Leipzig und Regensburg,
bei J. Sühring und J. M. Daisenberger,
1821.

74 B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gespräche

im

Reiche der Todten.

(1. Abtheilung.)

Joseph II. am Grabe.

(Als Zugabe zur Würdigung seines Charakters.)

Freytag den 19. Februar 1790.

Die Natur ist in ihren Gesetzen unveränderlich; sie wirkt mit gleicher Macht auf alles, was existirt; sie schlägt den Grossen wie den Kleinen, den Reichen wie den Armen. Julius Cäsar, der größte Beherrscher, den die Geschichte aufweisen kann, konnte von der Natur nicht erhalten, daß sie seinen kahlen Kopf mit Haaren bepflanze.

O Natur, wärest du eine erbittliche Göttin, wie wollten wir dich anrufen? — Unser Joseph, (ach er liegt da — nicht ganz) ist der Auflösung nahe. Der Tod streckt seine Sense auf sein Haupt aus. Ach! vielleicht ist er nicht mehr.

O Deutsche! ihr habet ihn gesehen, da er auf seinen Reisen unter euch wandelte; ihr habet ihn bewundert, diesen Menschenschätzer. Ihr habet euch gefreuet, da er euere biederen

Herzen durch die Duldung vereinigen wollte. Ihr habet seine Gerechtigkeit gesegnet, da er dem Großen so wie dem Kleinen gleiches Recht aus seinem Munde sprach. Ihr habet seine Bestrebungen zum Glück der Menschen in öffentlichen Blättern gelesen, und Josephs Herz war für die Menschheit offen. Ihr habet eueren Nationalstolz auf sein Haupt gebauet: er war der Ruhm der Deutschen. O meine lieben Landsleute! dieser Joseph, dieser Menschenfreund, dieser Gerechte wird uns verlassen. Der Herr der Beherrscher, der Herr der Natur, hob seinen allmächtigen Finger auf, und schon — athmet unser geliebte Kaiser den letzten Hauch *).

Der unerbittliche Tod ist heute ins Elysäum zurückgekommen, er fragte den Gott der Schicksale, ob der Abgang aus der Welt unsers Josephs verschoben werden könnte. Die Natur seufzte; die Parcen hörten auf an seinem Lebensfaden zu spinnen; der Eskulap zuckte die Achsel; und der Gott der Schicksale weinte, und doch unterschrieb er die Abrufung unsers Joseph.

Der Tod nahm das Urtheil, und erzählte die Ergebenheit des guten Kaisers, seine Stand-

*) Er starb am 20. Febr. in seinem 49. Lebensjahre.

haftigkeit zum Hinscheiden. — Der achte Tag dieses Monats war merkwürdig. Joseph kleidete sich noch als Soldat an. Er ließ seine Aerzte zusammenrufen. Er fragte sie, ob in der Natur kein Mittel mehr wäre, das seine Krankheit heilen könnte. — Sprechen sie, meine Herren, offenherzig und aufrichtig mit mir, sagte er zu ihnen; es ist nothwendig, daß ich mich zu dem Kampf, der meine Zukunft bestimmt, vorbereite. — Die Aerzte stunden da; viele weinten; ihre Traurigkeit ließ dem Joseph seine Bestimmung in ihren Gesichtern lesen. — Sie sprachen endlich ein grausames Nein. Der Monarch ganz gelassen, dankte den Aerzten mit den verbindlichsten Ausdrücken für die Sorge, die sie für seine Herstellung getragen; er beschenkte noch einen von ihnen mit 10000 Gulden, aber dieses Geschenk, sagte er, ist nicht für meine Krankheit, sondern für diejenige Obsorge, die sie in dem großen Spital in der Alstergasse für die kranken und armen Leute bishero gehabt haben. — Darauf nahm der Monarch von seinen Aerzten Abschied, und sagte: Es ist nun keine Zeit zu verlieren, ich werde mich zum Tode bereiten, und habe Ruhe nöthig.

Da die Aerzte abgegangen, so kam Kauniz, Lasci, Laudon und andere Ministers. Der Kaiser bewillkommte sie, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit. Er dankte ihnen für ihre Dienste; — sie schluchzten. — Dem alten Laudon rollten große Thränen über seine Wangen. Niemand konnte ein Wort aussprechen. Der Monarch nannte sie seine Freunde, empfahl ihnen seine Unterthanen, seine Armee, und seinen Bruder Leopold. Dann bath er den Fürst Kauniz, alle Schriften, die in seinem Kabinet sind, wegnehmen zu lassen, worunter auch sein Testament ist. Sie verließen das Kabinet, giengen in die Antichambre, und jeder warf sich in einen Stuhl und weinte. O welches Herz wäre hart genug, bey solchen Auftritten ungerührt zu seyn!

Die Erzherzogin Elisabeth vergießt Thränen, und man kann sie gar nicht trösten; ein Umstand der für ihren gesegneten Leib sehr bedenklich ist. Das Burgthor ist zugeschlossen. Joseph hat noch vor einigen Tagen den Ungarn alle ihre Privilegien unterschrieben. Doch hat er die Toleranz und die Leibeigenschaft von dieser Unterzeichnung ausgenommen. — Auch schrieb Joseph noch an einen deutschen Fürsten, wo er von ihm Abschied

nimmt, und ihm für alles dankt, was er dem Hause Oesterreich geleistet. Er soll auch an seine Armeen eine schriftliche Danksagung hinterlassen haben.

Lasset uns ein wenig einen Blick auf das Leben dieses Monarchen werfen. Er war darauf bedacht, jedem Stand in seinem Staate aufzuhelfen. Die Staatsbediente wurden zur Thätigkeit, und zur Gerechtigkeit angehalten, und ihre Besoldungen vermehrt. Er gab dem Adel ein Beispiel des einfachen Lebens, und wollte ihn dadurch zur nachgiebigen Behandlung der Unterthanen führen. Er schuf Gewerbe und Fabriken in dem Bürgerstande, und wollte die Nation zur Arbeitsamkeit, — dieser Seele eines Staats — gewöhnen. Er bauete der Toleranz Tempel, damit deutsche Herzen vereinigt, zum Glück der menschlichen Gesellschaft beytragen. Er hob Klöster auf, die ihm überflüssig und unthätig schienen, und bauete Pfarrhäuser und Kirchen in Dörfern, die von ihren Seelsorgern zu weit entfernt waren. Er reißte den Bauernstand aus der Leibeigenschaft: diesem unglücklichen Ueberbleibsel des Lehnsystems, — und er bestrafte die Verbrechen ohne Ausnahme der

Personen. So war er: — aber nicht ganz. Warum? Der Neid hat seine Feinde aufgeweckt, damit seine großen Staaten durch weise Einrichtungen nicht das seyn möchten, was andere durch die drückende Kunst — wirklich sind.

Aber unser sterbende Joseph war Mensch; also hat er auch Fehler gehabt? ja; aber keine Fehler, die eine Privatabsicht hatten. Er hat vielleicht gefehlt, daß er die Geistlichkeit in ihren Klosterbesitzungen gestört hat. Er hätte erstens die Gemüther dazu bereiten sollen. Er hat vielleicht gefehlt, daß er alle seine Absichten zu rasch befördern wollte. Er hat vielleicht gefehlt, daß er mit offenem Herze, ohne Machiavelsgrundsätze, in seine Politik sehen ließ. Er hat vielleicht gefehlt, daß er auf das Versprechen seiner freundschaftlichen Mächte zu viel getrauet hat. Er hat vielleicht gefehlt, daß er die Gerechtigkeit mit den engsten Schrauben der Strenge versehen hat; dies hat die durch Maria Theresia gewöhnte Lauigkeit zu viel angestrengt. Er hat vielleicht gefehlt, daß er mehr den Bauernstand als den Adel begünstigte. Er hat vielleicht gefehlt, daß sein Hof zu einfach und nur fast bürgerlich eingerichtet war, und daß die Blutigel an dem Safte des Staats nicht saugen konnten.

Er hat vielleicht gefehlt, daß er sich um die kleinsten Angelegenheiten des Staats bekümmerte. Er hat vielleicht gefehlt, (und dies war sein persönlicher Fehler), daß er seine Kräfte Tag und Nacht zu Regierungsgeschäften angestrengt; daß er sich im Anfang des Feldzuges zu wenig, und weniger vielleicht als ein gemeiner Soldat, schonte; daß er keiner Krankheit achtete, bis daß er endlich unterliegen mußte.

Dies sind vielleicht seine Fehler, wenn sie Fehler zu nennen sind. Der Türkenkrieg, den ihm seine Neider vorwerfen, war unvermeidlich. Leute, die die Anspinnung dieses Kriegs kennen, wissen sehr wohl, daß er sechs Monat hindurch der Pforte eine genaue Neutralität angetragen, und daß er nur die stipulirten Hilfstruppen den Russen zutheilen wollte lassen.

Das Privatleben Josephs war so einfach, daß vielleicht kein wohlhabender Burger in ganz Europa so einfach, und so mässig lebt, wie Joseph lebte. Er war ein abgesagter Feind aller Pracht und Tändeleyen; wer wird ihm vorwerfen können, daß er dem Staat Geld verschwendet hat? er hatte ein deutsches biederes Herz, und deswegen waren ihm alle Verträge, alle Allianzen heilig. Er trug die Einfachheit bis in

die Religion hin, und er hat alle Monate, wie es seine Freunde wissen, gebeichtet, ohne damit prangen zu wollen. — Wenn er Jemanden auf sein Begehren eine abschlägige Antwort geben mußte, so pflegte er allezeit zu sagen: daß er nur Verwalter des Staats wäre, und daß er seine Güte nicht nach dem Hang seines Herzens mißbrauchen dörfe.

O Deutsche! stellet euch einen Mann in beßten Jahren vor, der voll Muths und voll Kraft ist, Gutes zu wirken. Seine Einbildung ist voll des Menschenglücks, seine Seele ringt beständig mit dem schwachen Körper, um sich zu erheben, um zu wirken. Solcher Mann, wenn er auch kein Beherrscher wäre, verdient eine heilige Thräne der Erkenntlichkeit. O Deutsche! es ist unser Kaiser, es ist der erste deutsche Mann, es ist der Stolz unserer Vaterlandsliebe; — er ringt mit Tode. O Soldaten! ihr habet ihn unter euch gesehen; ihr gehorchtet seinem Kommando; er war euerer Freund, euer unermüdeter Mitsoldat. Sehet hin! — er ringt mit dem Tode, er reicht euch seine deutsche Hand, er nimmt Abschied von euch; ach er ringt mit dem Tode!

Testament Joseph II.

Weil nach der einstimmigen Meynung meiner Aerzte kein Mittel in der Arzneykunst mehr übrig ist, um mich von meiner schon so lange angedauerten schmerzlichen Krankheit zu heilen, und meine übrigen Lebenstage wahrscheinlich von sehr kurzer Dauer seyn werden, so erkläre ich diesen Aufsatz, den ich bereits in schmerzenlosen und heiteren Tägen entwarf, nun aber, in so weit es das unvermuthete, und für mich äusserst schmerzliche Absterben meiner innigst geliebten und unvergeßlichen Frau Mumme, der in der Blüthe ihrer Jugend dahin gerafften Prinzessin Elisabeth Wilhelmine, Erzherzogin von Oesterreich, Erbprinzessin von Toskana, ꝛc. königliche Hoheit, und andere inzwischen vorgekommene wichtige Umstände nothwendig machen, abgeändert habe, in Kraft dieses für mein Testament oder letzte Willensmeynung, und ersuche meinen lieben Bruder und Nachfolger den Erzherzog Peter Leopold, Großherzog von Toskana ꝛc. wie ich ihn schon in einem besonderen Schreiben ersucht habe, hiermit nochmals, diesen meinen letzten Willen pünktlich und seinem ganzen In-

halte nach vollziehen zu lassen. Diesemnach empfehle ich also:

1stens und vorzüglich, meinen Geist in die Hände des allmächtigen Königs der Könige, meines himmlischen Vaters, der mir nach seiner grundlosen Barmherzigkeit meine Sünden gnädigst vergeben, und meine Seele in das Reich seiner ewigen unvergänglichen Glorie aufnehmen wolle. Damit diese aber desto eher ihrem großen Ziele näher gebracht werde, so verordne ich, daß nach meiner wirklichen Auflösung den wahrhaft bedürftigen und nothleidenden Armen 10000 fl. sollen ausbezahlt, und diese den sämmtlichen Pfarrern in der Stadt und den Vorstädten zur Vertheilung übergeben werden, damit sie für mich bethen.

2tens ist mein Wille, daß man mich in einer Feldmarschalls-Uniform, in Handschuhen, Stiefeln ohne Sporen, und einem glatten Hut in den Sarg legen soll.

3tens soll das Trauergerüste, auf welches man, weil es das Herkommen so mit sich bringt, meinen Leichnam aufstellen wird, jenem der obgedachten Erzherzogin Elisabeth Wilhelmine ähnlich, und nach Willkühr 4 höchstens 6 Stufen

erhoben seyn. Ausser den Wappen und Insignien soll jeder andere überflüssige Pracht und Tand vermieden werden, damit nicht blos das Aug zum Schauen und Gaffen gereitzt, sondern auch das Herz der Zuschauer, welches der wahre Endzweck dieser Aufstellung ist, zur Andacht und zum Gebeth für die abgeschiedene Seele gestimmet wird.

4tens verlange ich, daß mein Leichnam ohne gar zu großes Gepränge, blos unter Begleitung einer kleinen Abtheilung von meinen 3 Garden, und eines ganz willkührlichen Kavallerie- und Infanterie-Detaschements, die blos dazu dienen sollen, Ordnung zu erhalten, und Unglücksfälle zu vermeiden, in die österreichische Familiengruft neben dem Sarge meiner seligen Frau Mutter Maria Theresia, weiland Kaiserin, Königin ꝛc. beygesetzt werde; so soll auch bey den Exequien aller unnütze Pomp gänzlich vermieden werden, damit diese versammelten Christen mehr zur wahren Andacht gestimmt, als ihre Sinne gekützelt werden.

5tens habe ich das Zutrauen zu meinem lieben Bruder und Nachfolger, dem Erz- und Großherzog Peter Leopold, daß er jene, welche den Sarg tragen, so wie das ganze zur Beglei-

tung dienende Personal nach Verdienst beschenken werde, und setze also in diesem Punkte nichts fest.

6tens verordne ich, daß eine jährliche Revenüe von 80000 fl., welche ich der bereits erwähnten Erzherzogin Elisabeth Wilhelmine zugedacht, und wofür ich ihr die Obligation schon eingehändigt hatte, nach ihrem nunmehrigen traurigen Ableben, ein Geschenk für ihre neugebohrne Prinzessin Tochter bleiben soll; indessen aber soll diese Revenüe einstweilen ihrem Vater dem Erzherzog und Erbprinzen von Toskana Franz Joseph anheim fallen, um davon die Erziehungskosten zu bestreiten, und den Ueberrest nach Belieben zu verwenden, bis die junge Prinzessin seine Tochter, ihr achtzehntes Jahr antreten wird. Alsdann soll aber die Revenüe von 80000 fl. dieser Prinzessin zur eigenen Disposition und willkührlichen Verwendung übergeben werden; damit nun dieses ganz nach meinem Willen vollzogen werde, so bestimme ich

7tens zu Vormündern der jungen Prinzessin ihren Vater, meinen geliebten Neffen, den Erzherzog Franz Joseph, der auch die Obligation der Kapitalien, von welchen diese jährliche Revenüe von 80000 fl. zu ziehen ist, bereits in Händen hat, nebst meinem lieben Bruder dem Erz-

und Großherzog Peter Leopold, und dem Herrn Vater der verstorbenen Erzherzogin, dem durchlauchtigsten Herzog von Würtemberg, Mömpelgard, meinem lieben Vetter, mit der besonderen Vollmacht, nach Gutfinden oder Erforderniß der Umstände andere Vormünder in ihrem Namen zu substituiren.

8tens ist mein Wunsch, daß die neugebohrne Erzherzogin eine eben so vollkommene Erziehung geniesse, wie ihre hochselige Frau Mutter, und bestimme deswegen eben die nämliche tugendhafte und vortreffliche Frau Gräfin Chanclos, welche jene so vorzüglich gebildet hat, zu ihrer Oberſthofmeisterin. Damit aber diese mir so schätzbare Frau Gräfin ihre künftigen Täge ruhiger und unabhängig zubringen kann, so legire ich ihr

9tens zu einer Belohnung der bisher bey ihrem Amte bewiesenen Mühe und rastlosen Sorgfalt für allemal 100000 fl., welcher Betrag in guten Papieren für sie bereits in einem versiegelten Paquet mit der Aufschrift ihres Namens bestimmt und vorhanden ist. Ich widerhole aber hiebey nochmals mein Ersuchen an die Frau Gräfin, welche bereits ein in dem gedachten Paquet mit eingeschlossenes Schreiben enthält,

und bitte sie, den ganzen Inhalt pünktlich zu erfüllen.

10tens verordne ich, daß auf den Fall, wenn nämlich die neugebohrne Prinzessin das 18te Jahr nicht erreichen, sondern früher mit Tode abgehen sollte, die oben bestimmte jährliche Revenüe von 80000 fl. zur Hälfte ihrem Vater dem Erzherzog Franz Joseph, die übrige Hälfte von 40000 fl. aber, den Eltern der verstorbenen Erzherzogin, und nach deren beyderseitigem Absterben dem Generalmajor von meiner Armee, Prinzen Ferdinand von Würtemberg, ihrem Sohne anheimfallen soll.

11tens habe ich meinem oft erwähnten lieben Neffen dem Erzherzog Franz Joseph, ausser den Kapitalien, von denen er bis jetzt sein stetes Interesse genossen hat, noch besonders ein Legat von 1500000 fl. Kapitalien vermacht, wovon er also, so wie von den ihm bereits vorher angewiesenen Kapitalien ein so beträchtliches und hinlängliches Interesse und Revenüe zu geniessen hat, daß er für anderweitige Aussichten einigermassen entschädiget, erforderlichen Falls ganz unabhängig seyn, und bleiben kann. Eben so bleibt er auch als rechtmässiger Erb seiner verstorbenen liebenswürdigen Gemahlin in dem

Besitze

Besitze alles dessen, was ich, ausser der oberwähnten Revenüe von 80000 fl., derselben sonst angewiesen, und geschenkt habe.

12tens ist es mein Wille, daß jedem der Aerzte, die mich bedienten, für die Mühe und Sorgfalt, welche sie während meiner Krankheit verwendet haben, 1000 Dukaten, jedem der Wundärzte aber 500 Dukaten ein für allemal abgereichet werden.

13tens bestimme ich für meinen Beichtvater, Peter Leopold, Augustiner-Ordens und Bibliothekar seines Klosters, eine jährliche Pension von 300 fl.

14tens legire ich jedem meiner Kabinetssekretaire auf den Fall, daß sie mein Nachfolger beybehält, ein für allemal 1000 Dukaten; eben so jedem meiner Kammerdiener 500 Dukaten, und jedem meiner Leiblakayen 300 Dukaten; von der übrigen nicht in Livree stehenden Dienerschaft aber jedem 200 Dukaten, und jedem Livreebedienten 500 fl.; jenen aber, welche sollten entlassen werden, wird mein Nachfolger, ausser den Geschenken, die gewöhnliche Pension verhältnißmäßig angedeihen lassen. Ich empfehle dieses ganze Personale über dieses seiner Treue,

Rechtschaffenheit und unermüdeten Diensteifers wegen noch ganz besonderen Großmuth meines Nachfolgers, den ich auch bereits in einem besonderem Schreiben ersucht habe, jeden mit seiner bisherigen Besoldung beyzubehalten.

15tens. Da ich bereits in 2 Handbillets an meinen Staatskanzler, Fürsten Kaunitz Rittberg, und an meinen Hofkriegsrathspräsidenten und Feldmarschall Grafen von Haddik, beyde ersucht habe, meinem sämmtlichen Militair für die mir erwiesene Treue, Gehorsam und Diensteifer, so wie meinen getreuen Unterthanen für ihre Liebe und Zuneigung zu danken, und mich zugleich von allen nicht ohne große Betrübniß, beurlaubte, so verordne ich, daß diese beyde Handbillets, wo sie noch nicht bekannt gemacht worden sind, öffentlich publizirt werden.

16tens verordne ich, daß diese meine letzte Willensmeynung ebenfalls gleich nach meinem Tode allenthalben bekannt gemacht werde, und bitte jeden, dem ich wider meinen Willen allenfalls nicht vollkommene Gerechtigkeit hätte angedeihen lassen, mir dieses aus Christen- und Menschenliebe zu vergeben, und zu bedenken, daß der Monarch auf dem Throne mit eben den

menschlichen Schwachheiten, wie der Bettler unter dem Strohdache beladen ist.

17tens sollen meine sämmtliche offene und versiegelte Papiere meinem geheimen Konferenzrathe übergeben, und von diesem mein Testament gleich nach meinem Tode eröffnet, und in allen Punkten vollstreckt werden.

Wien, den 18ten Februar 1790.

Joseph.

Friedrich der Große und Joseph II.

Freytag den 23. April 1790.

Jenseits des Styx wandelte Friedrichs des Großen Schatten einsam in Elysiums Gefilden einher, in sich selbst vertieft und mit erhabenen Betrachtungen beschäftigt, als er plötzlich Joseph, noch vor kurzem Germaniens Zierde, in tiefem Nachdenken versenkt, erblickte. — Ha! rief er ihm zu: — Es freuet mich, daß wir uns hier begegnen, wir können uns hier ungestört besser von den Begebenheiten der Oberwelt unterhalten. — Du scheinst mir über eine Sache von Wichtigkeit nachzudenken. Hast du etwa eine Nachricht aus der Oberwelt erhalten, die dich

beunruhiget; — wohlan so eröffne sie mir, denn hier fordert nicht Politik wie vormals Zurückhaltung und Verschwiegenheit.

Joseph. Hast du dann nicht dort in der großen Versammlung die Nachricht gehört, welche so eben ein Ankömmling aus der Oberwelt hinterbrachte, — oder überliessest du dich wiederum nach deiner Gewohnheit von andern Schatten abgesondert, deinen Betrachtungen? — Alle die Annehmlichkeiten dieses Aufenthalts vermögen meine Bekümmerniß über diese Nachricht noch nicht sogleich zu verdrängen.

Friedrich. Wie? Was ists? — Hat etwa mein Neffe die Unabhängigkeit der Brabänter, deren Ungehorsam dir die letzten Stunden deines Lebens so sehr verbittert, anerkannt, oder eine Allianz geschlossen die dich schreckt?

Joseph. Ach! das ist es nicht was mich bekümmert, — Herrschsucht und Ehrbegierde hört jetzt auf; diese Phantome wornach wir beyde dort oben so begierig haschten, sind hier verschwunden. — Hör es dann: Oesterreich und Preussen haben sich den Krieg angekündigt!

Friedrich. Wie? sollte das wirklich gegründet seyn?

Joseph. So sagt man, und es hat alle mögliche Wahrscheinlichkeit. Schon seit einiger Zeit wurden, wie du weißt, viele kriegerische Anstalten getroffen, man sah die Kouriere von Wien und Berlin hin und her fliegen, und das ist gewiß, daß alle preussische Werboffiziers Befehl erhalten haben, zu ihren Regimentern zurückzukehren.

Friedrich. Aber, lieber Joseph! — macht dir das so tiefen Gram? bist du jetzt bange für das Glück deiner Armeen? Fürchtest du etwa, daß der Ruhm, den sie sich gegen die Türken erworben, verloren gehen dürfte?

Joseph. Das gar nicht, — du hast ja auch Stärke und den Muth meiner Armeen kennen gelernt, aber dieses macht mir nur um so mehr Kummer. Die stärksten und tapfersten Armeen Europas ziehen also gegeneinander, nicht das Schicksal meiner Staaten kümmert mich, denn mein Bruder hat große Alliirte. — Mein Interesse ist nicht mehr so klein, das Schicksal der Menschheit liegt mir am Herzen. Die letzte Hoffnung zum Frieden, den alles hier in diesen Gefilden uns lieben lehrt, ist verschwunden; vorüber die Hoffnung, die ich mir immer machte, daß unter dem Scepter meines Bruders, unter

dem Toskana so glücklich war, auch meine ehemalige Unterthanen, die Ruhe und das Glück finden würden, das ich ihnen so gern gegeben hätte, wenn nur das Verhängniß es gewollt, und mein Auge, wie es das Schicksal der Sterblichen ist, nicht zu kurzsichtig gewesen wäre. — Die Flammen des Kriegs werden bald allgemein ausbrechen wie ich fürchte! — Wie viele Menschen werden dann wiederum aufgeopfert werden, und wofür aufgeopfert? — Für die Politik einiger Höfe? Wie manche Eltern werden ihre Kinder, Kinder ihre Väter, Weiber ihre Männer, die Stützen ihrer Familien vom Schwerdt aufgerieben sehen; wie so manche Gegenden auf Jahrhunderte verwüstet, und verheeret werden? Kannst du glauben großer Geist, der du auch deiner Unterthanen Wohlstand eifrig zu befördern bemüht warst, daß mich diese Betrachtungen nicht schmerzen, zumal wenn ich bedenke, daß ich einigermassen die Ursache dazu gegeben, indem Preussen das Glück der österreichischen Waffen gegen die Türken mit neidischen Augen ansieht.

Friedrich. Du hast eine große Sanftmuth mit ins Elysäum gebracht, so warst du in der Oberwelt nicht. Laß uns lieber Joseph in

die Zukunft einschauen. Wenn die Höfe von Petersburg und von Wien ungestört das ganze linke Ufer unter sich getheilt hätten, wie es vermuthlich ihre Absicht war; wenn mein Neffe ruhig dabey geblieben wäre; — sage mir, was hätte nach der Zeit geschehen können? — In zehen Jahren darauf hätten sie ausgeruhet; hätten mein Haus angegriffen. Dann hätte Schlesien von Oesterreich, und die Ukraine von den Russen ganz leicht weggenommen werden können; dann wäre mein Reich eine subalterne Monarchie geworden. — Nach anderen zehn Jahren wäre Oesterreich aus Ungarn und Servien bis nach Griechenland herab gesunken, und Rußland bis nach Bulgarien und Romelien. Und dann, mein Freund Joseph — dann wären die Türken ganz aus Europa. Wer hätte sie von diesen Eroberungen hindern können? — gewiß Niemand. Nach anderen zehn Jahren wären die Eroberungen gegen Occident gegangen. Sage mir, welche Monarchie in Europa wäre sicher gewesen? — Also in 30 Jahren, mehr oder weniger, wären die zwey Monarchien Oesterreich und Rußland die einzigen gewesen, vor welchen sich alle übrige Mächte beugen hätten müssen. — Ist es also nicht vortheilhaft, daß mein Neffe es wage, ei-

nen Krieg anzufangen, um diese beyden Höfe in ihren gigantischen Fortschritten zu hindern? — Ist es nicht einerley jetzt, oder in dreissig Jahren zu unterliegen, da man doch unterliegen soll, und daß es doch noch jetzt möglich ist das Uebergewicht dieser beyden Höfe durch Waffen zu zerstören?

Joseph. Nach deinen Grundsätzen hätte sich vielleicht dein Haus ohne Krieg vergrößern können; du hast ja in deinen Schriften, auf den Fall, daß Oesterreich und Rußland gegen die Türken große Eroberungen machen würden, deine Politik deutlich aufgedeckt, daß du nämlich in gleichem Verhältniß wie diese beyden Höfe sich von dieser Seite vergrößerten, durch einen Theil von Pohlen schadlos halten wollest. Diesen Grundsätzen hat dein Hof nicht gefolgt; im Gegentheil giebt er sich alle Mühe aus den Trümmern Pohlens einen soliden Staat aufzubauen.

Friedrich. Die Gedanken lassen sich nicht allezeit erben, und auf diesen Fall hat mein Hof meine Grundsätze nicht erben wollen.

Friedrich der II. und Laudon.

Donnerstag den 12. August 1790.

Friedrich. Und du hier, Laudon?

Laudon. Ja Friedrich, hier in der Ruhe. — Es war eine Zeit, wo dir in der Oberwelt mein Gesicht nicht gefallen hat. Ich both dir meine Dienste an; erinnerst du dich noch der abschlägigen Antwort? — Mein Gesicht hat dir nicht gefallen, wie gefallen dir jetzt meine Thaten?

Friedrich. O Laudon!

Laudon. O Friedrich! dein Ruhm hat dein Volk bis in die Knochen einfriedrichisirt. Der Fall der Politik Frankreichs hat deiner hinterlassenen Größe Platz gemacht. Sie dehnt sich nun aus, und dringt in die entlegensten Gegenden der Welt.

Friedrich. Es ist also Friede.

Laudon. Ja, es ist Friede: so wollte es der weise Leopold, so wollte es Friedrich Wilhelm, der dich auf der Oberwelt kontinuirt.

Friedrich. So war dein Wille nicht.

Laudon. Nein: ich wollte schon im Monat März in Schlesien einbrechen; ich wollte bey Breslau meine über die Türken eroberten Lorbeer

sichern; die Niederlande allda erobern. Wäre mein Wille erfüllt worden, so hätte ich viel zu thun bekommen; ich hätte keine Erdbeeren gegessen, folglich hätte ich keine Verstopfung der Harnröhre erlitten; es wäre kein Kongreß zu Reichenbach gehalten worden; ich wäre nicht gestorben. — Aber —

Friedrich. Es wäre also ein allgemeiner Krieg ausgebrochen, und mein lieber Laudon! — vielleicht eine allgemeine Volksempörung.

Laudon. Glück seye also den Menschen auf der Oberwelt, sie haben Friede!!! —

An den lustigen Comus.

Mittwoch den 17. Februar 1790.

Die Karnewalszeit, Comus! wo deine Gottheit im maskirten Glanze erscheint, ist zu Ende. Es ist Aschermittwoch. Die jetzige freye Richtung der menschlichen Gesinnungen hat auf alles Einfluß, und wunderbar! das Tanzen ist noch unter der Tyranney der Abmessung der Schritte, welche die Tanzmeister mit ihren tyrannischen Unterrichtungen tyrannisiren. Wie? Der Kopf sehnt sich nach Freyheit, kämpft für Freyheit, revolutionirt für Freyheit, und die armen Füße

stehen noch unter der Tyranney der Tanzmeister?

Bishero mußte man nach dem Takt, und nach der Regel der Tanzkunst lustig seyn. Springen, Hüpfen, Tanzen und Narr werden hatte seine Regel, seine nach den Schritten abgemessenen Gesetze. Warum? weil die Menschen im Kopf frey seyn wollen, und in Füßen soll die Narrheit regelmässig seyn.

Die Füße müssen noch französische, englische, deutsche, pohlnische und andere dergleichen närrische Tanzregel annehmen; sich nach solchen Gesetzen bewegen, da doch der Kopf allen Zwang der Gesetzgebung verachtet. Ein Tanzmeister in einer Stadt ist der Tyran der Bewegung aller Füße.

Warum muß man gerade nach dem Eigendünkel der Tanzmeister die Füße bewegen? warum sollen die Füße nicht eben so patriotisch handeln, wie der Kopf? — warum soll man nicht, ohne Tanzregeln, hüpfen, springen und närrisch seyn können? muß die Narrheit auch Gesetze haben?

Heutiges Tags macht man lauter Freyheitsspekulationen. Also soll der Kopf, die Nase, das Maul, der Bauch, und alle Glieder frey seyn.

Warum sollen gerade die armen Füße in der Sklaverey der Tanzmeister stehen? Haben die Souveraine ihr Recht auf die Köpfe verloren, so sollen die Tanzmeister auch ihr Recht auf die Füße verlieren. Jeder hüpfe und springe, wie er will; dies bringt die Nationalfreyheit mit sich; — auch haben in vielen Bällen die Herrchen und Mädchen verflucht schlecht gesprungen, und getanzt. Ein Zeichen, daß die Freyheit bis auf die Füße herabsteige.

Du siehst also, Comus, daß deine Regierung, wie alle Regierungen, von der Freyheit viel zu befahren habe. Aber Kriegsgerüchte wollen den alten Tanz wieder herstellen.

Korrespondenz zwischen Joseph II. und Friedrich II.

Mittwoch den 7. April 1790.

Friedrich an Joseph.

Nein, Joseph, deine Anhänger, und die Schreyer über Preussen, die nur so weit sehen, als ihre Nase ragt, irren, wenn sie die Politik der Monarchen nach ihren häuslichen Gesetzen abmessen. Die kleinen Vögel leben ziemlich einig

untereinander; ein Sperling beißt die Finke nicht; sie hüpfen, springen, singen, karessiren, wie es ihre Bedürfnisse und Muthwillen erfordern. Aber die Adler kehren sich nicht an die Gesetze der kleinen Vögel. — Sie rauben, sie tödten, sie erschrecken das ganze Vogelreich, so bald es die adlerische Politik für nöthig findet. — Die Adler halten keine andere Vogelgesetze, als diejenigen, die ihrem Raub angemessen sind; die andern Vögel mögen darüber schreyen wie sie wollen. Nun zur Sache: — Die Oesterreicher und die Russen haben sich alliirt. Diese Allianz war ein Dorn in meinen Augen, da ich noch lebte. Sie war für Preussen, welches zwischen beyden liegt, wie eine Presse, wo Preussen leicht eingepresset hätte werden können. Deine Thätigkeit, o Joseph! machte mir Unruhe. Preussen hat 8 Millionen, und Oesterreich 25 Millionen Seelen. Was könnte also Preussen gegen Oesterreich schützen? — nichts als die österreichische Unthätigkeit. Diese hast du zu heben gesucht; du hast Toleranz und gesunden Menschenverstand in deinen Ländern eingepflanzt; du hast Industrie und Kriegsgeist eingehaucht. Dies waren lauter schädliche Unternehmungen von 25 Millionen Oesterreicher auf 8 Millionen Preus-

sen. Mein Vortheil war, Oesterreich in Finsterniß zu lassen, aber der deinige nicht. Wenn du keinen Krieg gehabt hättest, so wären deine weisen Vorkehrungen so tief in die 25 Millionen Oesterreicher eingekeilt worden, daß, wenn auch 25 Millionen Preussen existirt hätten, sie diese Einkeilung nicht hätten ausheben können. Ueber dies haben die 25 Millionen Oesterreicher mehr als doppelte innerliche Landeskraft über die Preussen. Oesterreich hat eine Safterde, — Preussen viel Sand.

Bey dieser traurigen Aussicht war es also nothwendig die Türken zum Angriffe anzuführen, damit eine lange Ruhe deiner Regierung deine Monarchie nicht dahin hebe, wohin du sie mit Rastlosigkeit zu heben suchtest. Dein Plan war, erstens Preussen herabzudrücken, und dann hernach die Pforte einzubrechen. Dieser Plan war schon zu meinen Lebenszeiten bekannt. Das Berliner Kabinet mit England vereinigt, hat deine Absichten untergraben. Denn die Ruhe Oesterreichs hätte Preussen mehr geschadet, als man glaubt. Was geschah? die Türken liessen sich einchristen, und erklärten den Krieg. Du hast nach deiner bekannten schnellen Begeisterung, die man als sicher von dir erwartete, aufgetretten,

ein Jahr unglücklich gestritten, hernach aber im zweyten Feldzug große Eroberungen gemacht. Dadurch hast du dich abgemattet, viel Volk verloren; da unterdessen Preussen in der Stille Verbindungen wider dich machte. War dies nicht der Lage Preussens angemessen? — Nun entstehen Schreyer, und lärmten über die gewebten Angelegenheiten in Brabant, in Pohlen, in Lüttich rc. aber sie wissen nicht, was sie thun. Ich will dir hier ein kleines Gemälde von dem, was geschehen wäre, wenn Preussens Kunst nicht gewirkt hätte, zeichnen; lies es mit Aufmerksamkeit.

Wenn Oesterreich lang ruhig geblieben wäre, so hätte es sich mit der nach Preussen nachgeahmter Kunst viel mehr vervollkommnen können, als Preussen. Denn Preussen hat 8 Millionen Seelen, und ernährt mit magerem Boden zweymalhundert tausend Mann. Also hätte Oesterreich bey 25 Millionen Seelen mit seinem fetten Boden gewiß sechsmal hundert tausend Mann mit der Zeit ganz saftig ernähren können. Stelle dir also vor, was aus Preussen geworden wäre? Ach was wär es? — Oesterreich hätte es verschlingen können. Diese Verschluckung hätte ganz Deutschland, ja ganz Europa erschüttert,

und jeder nahe Nachbar hätte das Verschlingen fürchten müssen.

Weiter: — Wäre Preussen ein sitzender Zuschauer der österreichischen Eroberungen über die Türken geblieben, so könnte der österreichische Koloß mehr als um die Hälfte höher gebauet werden. Die Raja, Boßnien, Wallachey, Kroatien und Servien machen fast so viel aus, als ganz Deutschland. — Was wäre also Preussen unter solchem Uebergewicht? — eine unterdrückte und subalterne Monarchie, — und was könnten noch andere europäische Staaten mit der Zeit werden! — gewiß gehorsame Diener Oesterreichs.

Also alles, was Preussen jetzt thut, ist eine Wirkung um seine eigene Erhaltung, und indirekte — um die Erhaltung Anderer zu gewölben. — Aber dies will Niemand einsehen. Nach der wahren Politik sollte sich ganz Europa vereinigen, weil nach und nach ganz Europa das Türkenschicksal zu befahren hat. — Dies sind meine Gedanken: sage mir, guter Joseph — die Deinigen.

Joseph an Friedrich.

Deine weisen Anmerkungen, o großer Friedrich! über die jetzige politische Lage haben mich entzückt.

entzückt. Wir wohnen im Elysäum ohne Vorurtheile, ohne Interesse, ohne Vorliebe. Ich will dir aber mit Kurzem darauf antworten. Zweymalhundert tausend Oesterreicher in Böhmen, Mähren und Pohlen; vierzigtausend Kosaken und Kalmuken in der Ukraine; sechzigtausend Russen in Preussisch-Pommern werden dir mit nächstem eine treffendere Antwort auf dein Schreiben geben können, als ich. Ich glaube, du verstehst mich.

Was die Türken betrift: — Widdin und Orsowa erwarten den Koburg; Varna und Bulgarien den Potemkin, und Konstantinopel 16 spanische Linienschiffe, die in Kadix ausgerüstet werden — zum höflichen Besuch. Vielleicht werden die Venezianer auch eine kleine Visite in den Inseln des Archipelagus abstatten. Wenn alles dieses geschieht, so sprechen wir uns hernach weiter.

Friedrich an Joseph.

Traue nicht, lieber Joseph! die Politik nimmt eine ganz andere Wendung als du glaubst. Meine Preussen wachen, und lassen die Russen schreyen. — Nebst den bekannten Allianzen von der Pforte, von Schweden, England, Pohlen, den Niederlanden, Lüttich, und anderer kleinen

Fürsten, ist eine wichtige Begebenheit im Werke. Sie ist so, wie ich sie dir hier niederschreibe.

In den beyden Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth sieht es sehr bedenklich aus; zwey große Herren die Brüder sind, Namens Barons de Wollwadh, rechtschaffene geliebte Männer, so bey dem Markgraf von Ansbach, in Diensten waren, nebst seinem geheimen Kabinetssekretair Namens Schmidt, der auch ein gelehrter rechtschaffener Mann ist, haben bey der Ankunft des Markgrafs von Berlin sogleich ihren Abschied genommen. Man sagt, es werden solches noch mehrere Ministers allda thun, und man fürchtet, leider! daß der Herr Markgraf von Ansbach nächstens beyde Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth an den König von Preussen abtreten, und dies gegen eine jährliche und lebenslängliche Appanage von 800000 Reichsthaler. Man sagt, daß dieses die Ursache der Reise des Markgrafen nach Berlin gewesen seye.

Joseph an Friedrich.

Gestern ist ein Kourier aus Berlin zu Wien eingetroffen. Dies war am 29. März (1790). Am 30. sind alle Zurüstungen mit doppeltem Fleiß erneuert worden. — O Friedrich! so ist es

also bestimmt, daß das Blut unserer Unterthanen fließen soll? — Unterdessen ist wieder am 30. März ein Kourier nach Berlin geschickt worden. Diese Absendung der Kouriers läßt muthmassen, daß noch die Unterhandlungen fortdauern.

Noch ist, wie die Sachen liegen, der Angriff von Seiten Preussens ungezweifelt, und eben so gewiß, daß keine andere Ursache dazu vorhanden ist, als der eigennützige Grundsatz von den dermaligen Umständen zu profitiren. Die Niederlande werden demnach in Breslau, oder beym künftigen Frieden mit Preussen erst erobert werden müssen. Es ist dermalen hier in diesem Betreff eine Sache im Werk, die ganz ausserordentliches Aufsehen erwecken muß, wenn sie publik wird, von der man aber noch zur Zeit was Bestimmteres weder reden darf, noch kann. Um inzwischen die Herren Niederländer in etwas zu beschäftigen, ist beschlossen worden, zu dem Dato schon in Luxemburgischen befindlichen 14000 Mann noch ungefähr 15000 stossen zu lassen, und zu diesem Ende mit verschiedenen Reichsfürsten sich einzuverstehen. Schon soll man auf 5 bis 6000 Würtemberger und 2 bis 3000 Münsterer zählen können, und den Ueberrest hofft man, werden die Höfe von München und Würzburg

wohl zu überlassen sich entschliessen, wozu man dann von hier aus noch etwas Kavallerie stoßen lassen würde.

Was nach einem Schreiben aus Warschau vom 18. am meisten beygetragen hat, den beyden Kaiserhöfen die Gemüther vollends zu entziehen, und die Allianz mit Preussen beschleunigen, ist ausser dem ausserordentlichen süßen Ueberredungsgeist des feinen Luchesini besonders ein von ihm vorgezeigtes Schreiben vom russischen Hofe, worinn dem König Großpohlen angetragen wird, wenn er zu den Unternehmungen der österreich-russischen Truppen stille sitzen würde. In diesem Falle war es uns um Nissa, Widdin, und ganz Bosnien zu thun, den Russen aber um die Unabhängigkeit der Moldau und Wallachey, dann um die Souveränität des übrigen ganzen linken Donauufers. Man vernimmt übrigens von verläßlicher Hand, daß England schon vor einiger Zeit um seine Vermittlung bey den Niederländern von hier aus angegangen worden. Die Antwort war auch zwar nicht geradezu abschlägig, aber in so kalten Ausdrücken, daß man daraus klar abnehmen konnte, daß es im Grunde zwar Englands Staatsinteresse angemessen seye, die belgischen Provinzen wieder unter österreichische

Hoheit zu bringen, weil eben da, und in Italien der österreichische Staatskörper am ehesten verwundbar ist; nur konvenire solches just nicht in diesem Augenblicke ꝛc.

An Benjamin Franklin.

Mittwoch den 16. Jun. 1790.

Die erste Lampe der Freyheit ist ausgelöscht — mit dir, o großer Franklin! du wandelst jetzt im Elysäum mit Tell, mit Melktal, mit Nassau. Aber wie viele Nationen haben von dieser Lampe das heilige Feuer der Freyheit gestohlen? — Ja Franklin! eine Tasse Thee, die du an England verzollen mußtest, brachte dich auf den Gedanken, das Freyheitsfeuer anzuzünden; es ist dir gelungen, eine Tasse Thee unverzollt zu genießen; aber dein Geist, deine Weisheit hat die allgemeine Meynung der Völker angesteckt, und schon liegt die alte aus dem Lehnsystem aufgebauete Denkart der Nationen in Trümmern. Die Gallier haben für die amerikanische Freyheit gekämpft; sie haben die Freyheit gekämpft; sie haben die Freyheit gelernt, um ihr in ihrem Lande Tempel aufzubauen. Ach! die Tempel stehen da, und die Priester sind Zög-

linge aus deiner Schule, worunter La Fayette seine Lektion von dir am besten gelernt hat. Du bist also der Mann, der der Weltkugel eine andere Gestalt gegeben; du bist der Heilige, den Nationen verehren, und dessen Denkart die Meynungen der Menschen über den Haufen geworfen, um nach deinem Model zu denken. Ach! das Lehrgebäude der Selbstbeherrschung, welches auf den Meynungen der Menschen steht, bekam einen Ableiter, der dem Donnern des Himmels und der Souverainschaft trotzt. — Anfangs war es Skandal, nun ist es ein leuchtendes Beyspiel in der Denkart der Menschen. Also eine Tasse Thee hat Amerika, Brabant und Frankreich ganz andere Gestalt gegeben, und die alte Regierungsart niedergerissen? Welches Wunder! — große Begebenheiten aus kleinen Ursachen!

Allein, sind die Amerikaner jetzt glücklicher? — dies ist eine Frage, die nur deine Landsleute beantworten können. Die meisten Glückseligkeiten bestehen im Wahn, du hast also den Wahn glücklich gemacht.

Schrecklich braust das von dir angezündete Feuer jetzt in Europa. Du weißt, was in Frankreich vorgeht, und wie dieser Brand um sich greift. Das päbstliche Ländchen Avignon hat

seine Freyheitslampe an der großen Pariser Laterne angezündet. Es sind Auftritte allda geschehen, die den Pabst auf französische Gedanken in Rücksicht dieses Ländchens brachten: er wollte nachgeben.

An die Kaiserin Maria Theresia.

Dienstag den 5. Oktober 1790.

Erhabene Fürstin, Königin der Herzen! dein Andenken ist uns heilig; deine Regierung lebt wieder in deinem Sohn Leopold auf. — Er ist unser Kaiser; am 30. September ward er einstimmig von allen deutschen Fürsten gewählt, und heilige Wonne beschattet die deutschen Völker; — welche Freude, welches Entzücken, welches Vergnügen wonnt in allen deutschen Herzen! Leopold wird in diesen Tagen gekrönt, gekrönt als Kaiser, als Ruheherstelller, als Vater — der Deutschen. Unsere Herzen, auf deine Regierung gewohnt, unter deinem sanften Zepter frohlockend, schlugen heftige Unruhe, Aengsten und Furcht grausamer Kriege. Dein Sohn Leopold, dessen Herz du nach dem deinigen gebildet, erstieg den Thron, ergoß die wohlthätige Wonne über uns, und

erbte unsere von dir verlassenen Herzen. Er ist unser geliebte Kaiser; es lebe Leopold der Sanfte! es lebe deine sanfte Regierung in ihm!

Große Prinzessin! du hast also zwey Königinnen, und zwey Kaiser der Welt geschenkt. — Joseph der Verfolgte ist bey dir, aber Leopold der Erbe deiner Sanftmuth ist bey uns jetzt in Frankfurt, und er ist in allen deutschen Herzen. Welche Feyerlichkeiten, welche Freuden, welche Pracht bey der jetzigen Krönung! die alte deutsche Redlichkeit tritt wieder in ihre Rechte ein: es ist kein Deutscher, der den Namen seines Leopolds nicht hundertmal des Tags mit Wonne ausspricht: Es lebe Leopold, es lebe der sanfte Kaiser!

Die Sanftmuth Leopolds ragt bis in den Strafen hervor, und zeugt den Nationen, die von ihm beherrscht werden, den sanften Zepter. Briefe aus Wien vom 26. September liefern zwey Beyspiele darüber. Graf F...., ein Ungar von Geburt, hat in der That die Unbedachtsamkeit begangen, in seinem Lande nach der Fahne der übelverstandenen Freyheit zu greifen. Leopold nahm ihn von dem Regiment, wo er vorhero gestanden, weg, und schickte ihn als Obristlieutenant zu den Regiment La Tour nach Luxem-

burg. Diese sanfte Behandlung muß gewiß den sonst zu großen Dingen aufgelegten Charakter des Grafen rühren, und ihn ganz für seinen sanften Monarchen einnehmen.

Das zweyte Beyspiel sieht man an demjenigen Manne, der unvorsichtig genug war, in dem Audienzsaale einen der größten Männer Oesterreichs anzutasten. Vor Zeiten hätte solches Verbrechen den Hals des Schuldigen gekostet. Leopold war zufrieden, dem Unbedachtsamen einen Arzt zu schicken, damit er ihm zur Ader lasse, und weil er noch an seinem sträflichen Vorhaben harrte, so ließ der sanfte Monarch seinen Verwandten sagen, daß sie den Kühnen durch drey Jahre sechs Stund weit von der Residenz abwesend behalten, und wenn er binnen dieser Zeit eine Besserung spüren ließe, für ihn hernach bittlich einzukommen. — Die Wiener staunen über diese sanfte Verfahrung: warum? — weil sie sonst aufs Schiffziehen, und auf Gassenkehren in Josephs Zeiten gewohnt waren.

An Wilhelm Tell.

Dienstag den 12. Oktober 1790.

Du hast die Freyheit für die Schweiz errungen, und so unbeständige Leitungen der menschlichen Herzen!) diese von dir erbauete Freyheit steht ihrem Falle nahe; — auch die freyen Schweizer heben die Fahne der Empörung auf. Der Geist der Unordnung bedurftete erstens die Berner. Ein Schreiben aus Genf vom 20sten September sagt, daß in dem französischen Theile des Berner Gebiets, und besonders in den Städten Aubonne, Moudon, Nyou, und vorzüglich in Morges die französische Freyheit gegen den Berner Magistrat die Oberhand gewinne. Der Magistrat zu Bern hat eine Ermahnung publiziren lassen, wo er ausdrücklich sagt, daß eine Gesellschaft zu Paris unter dem Namen: die Schweizer Patrioten, sich zusammengekettet, und daß sie ihre Landsleute zur Unordnung anzetteln wolle. Diese Unternehmung wird als kriminel, und als Beleidigung des Schweizerbundes erklärt. — Deswegen ist die Miliz in allen Kantonen ausgeschrieben worden, damit sie sich in Bereitschaft setze, den Ungehorsamen zu widerstehen.

Dazu kommt auch das Waliser Land. Ein Bauer ward zu einer Strafe von hundert Gulden wegen eines Verbrechens vom Amtmanne kondemnirt; er hat sich einen Anhang gemacht, und nun hört man von St. Gilgof her, bis gegen St. Bernard von Gährungen und Aufruhr. Die schweizer Patrioten tragen rothe, weiße und grüne Kokarden; die Friburger wollen sich mit ihnen vereinigen, und in der ganzen Schweiz hört man von Revolutionen und von Freyheit sprechen.

Es zirkulirt eine Schrift in der Schweiz, welche, obschon sie vom Magistrate zu Bern anathematisirt ist, doch von vielen gelesen wird. — Der Verfasser zeigt den Schweizern die Vortheile an, welche sie daraus ziehen würden, wenn sie an ein freyes Reich, wie Frankreich ist, angeheftet wären. Die schweizerische Aristokratie, die noch in vielen Kantonen herrscht, wird darinne mit den häßlichsten Farben geschildert, und für ein industriöses Land, wie die Schweiz ist, heißt darinne, ist ein merklicher Vortheil, wenn es zu einem Reiche gehört, woraus es ernährt, und mit Lebensmitteln versehen werden kann.

Sollte man es wohl glauben? — Es sind viele Schweizer, die jetzt behaupten, daß sie

nach ihrer geographischen Lage am besten stün- den, wenn sie zum deutschen Reiche gehörten. Wie? sagen sie, wir haben einerley Sprache, einerley Sitten mit den Deutschen; die Natur hat uns Berge aufgebauet, wo wir darinne woh- nen; sie hat uns die meisten Bedürfnisse zum Leben abgeschlagen; aber wir haben diesen Man- gel durch unsere Industrie ersetzt; wir gewinnen also allezeit dabey, wenn wir uns unter gewissen Bedingnissen, die unsere Freyheit sichern, dem deutschen Reiche einverleiben. Wir geben an Deutschland unsere Handindustriewaaren, und Deutschland giebt uns Brod, Wein und Lebens- mittel dagegen. Wir werden einen mächtigen Schutz haben, wenn uns Sardinien und andere Nachbarn antasten wollten, da wir jetzt uns selbsten überlassen sind. — Diese Betrachtungen sollen auf die deutschen Schweizer einen merkli- chen Eindruck gemacht haben, und schon spricht man von verschiedenen Maasregeln, die einige deutsche Kantons genommen haben sollen. Man schrie am 12. September zu Friburg öffentlich: es lebe der deutsche Kaiser, es lebe der König von Preussen! — Aber die französischen Schwei- zer bestehen darauf, daß die Schweiz die nämli- chen, und noch größeren Vortheile haben würde,

wenn sie sich mit Frankreich, und besonders mit dem jetzigen freyen Frankreich vereinigte.

Pilatus und Wilhelm Tell.

Donnerstag den 14. Juli 1791.

Tell. Sie zeigten ihn dem Barnabas oder Barnave. Der Judas Drouet posthalterischen Andenkens zu Varenne hat ihn verrathen. Sie führten ihn hernach in die Hauptstadt, und schrieen: kreutziget ihn! — wir wollen keinen König mehr. — Nun fehlt Niemand mehr auf der Welt, o Pilatus, als du. Sage mir, was würdest du über den König aussprechen; wenn du zu urtheilen hättest?

Pilatus. Ich würde meine Hände waschen.

Tell. Mit Seife oder ohne Seife? mit Mandelpomade oder mit Milch? — Heutiges Tags wascht man den patriotischen Schmuz nicht so leicht ab.

Pilatus. Sie haben schon ihre Hände gewaschen. Dann, mein lieber Tell! Hier ist eben ein Schreiben aus Paris vom 9. dieses, welches das königliche Ansehen nicht allein erhebt, sondern nach den monarchischen Grundsätzen befestigt. — Es lautet so: — Am 8. dieses

war die Versammlung stürmisch. — Zwey hundert zwey und neunzig Glieder haben folgende Punkte dem Präsidenten eingereicht.

1. Wir Unterzeichnete, Repräsentanten der Nation bey der Nationalversammlung machen hiemit kund und zu wissen, daß wir nur den monarchischen Grundsätzen fest anhangen; daß keine andere Regierungsart unsere Nation glücklich machen könne, daß also alles, was andere Anhänger gegen diese Grundsätze unternehmen konnten, für nichts und null erkannt werden soll.

2. Damit aber gegen die Person des Königs, die untastbar und unverletzlich ist, kein Eingriff geschehen möge, so erklären wir hiermit, daß wir zwar der Nationalversammlung, wie es unsere Pflicht fordert, beywohnen wollen; aber daß wir zu keiner Entschliessung, zu keinem Dekrete, welches das königliche Ansehen und Gewalt verletzen, oder nur antasten möchte, unsere Einwilligung geben.

3. Wir erklären, daß der König weder vors Gericht gezogen, weder wegen seiner letzten Reise angetastet werden könne. So

sind unsere Gesinnungen; so sind unsere Grundsätze, auf welchen wir beharren und sterben wollen.

Waren unterschrieben 292 Deputirte.

Tell. Kreuzige! kreuzige! — sonst wird keine Republik daraus.

Pilatus. Und der Herzog von Orleans protestirte, daß er die Regentschaft nicht annehmen werde.

Tell. Das glaub ich, es hat sie ihm auch noch Niemand angebothen. So protestire ich auch, daß ich den Mond nicht mit Zähnen beißen werde. Er ist zu hoch.

Pilatus. Und da sie den König nach Paris brachten, so versammlete sich viel Volk; die drey Leibgardisten, die als Kouriers mit ihrem König reisten, waren gebunden. Der Pöbel wollte sie niederhauen, und diese treuen Diener schrieen dem Volk zu: — nehmet uns das Leben, zerhauet uns, aber lasset den König und die Königin aus dem Wagen steigen. Der Dauphin saß auf dem Schooße seiner Mutter, und weinte, Die Königin schrie: ach die Gardisten haben keine Schuld daran; — sie hielt hier ihre Hand vor ihre Augen. — Und man riß der Mutter den

Dauphin aus den Händen; sie fiel in Ohnmacht, und das gute Kind heulte.

Tell. Das heiß' ich, die Republik zu weit treiben.

Pilatus. Und es geschah auf dem Wege unweit Chalons, daß ein alter Offizier von der Gefangennehmung des Königs, und von seiner Zurückreise hörte. Er gieng in seinen Garten, sammlete Obst, stellte sich auf den Weg, und wollte seinen König mit diesem Gartengeschenk auf dieser so tobenden Reise erfrischen. Er drang zum Wagen; das Volk stieß ihn weg, und der alte Greis fiel in einen Graben, wo man ihn noch mißhandelte. Er schrie mit schwacher Stimme: Barbaren! ist kein französisches Herz mehr in unserem Reiche?

Tell. Da ist wieder die Republik zu weit gegangen.

Pilatus. Und nun sehen alle ehrliche Leute in Frankreich, daß sie in der Willkühr des Pöbels untergeordnet sind. Die Häupter der Rotten schreiben Gesetze vor, und alles geht drunter und drüber. — Und dazu kommt noch folgendes Schreiben aus Lyon vom 3ten dieses. Herr Je! wie viel Assignaten! wir erfahren eben, daß über 60 Millionen Assignaten ausser Frankreich

reich nachgemacht sind worden, welche in unser Land gekommen sind, und zirkuliren. Dies ist der tödtenste Stoß, den uns die Aristokraten versetzen konnten. Dadurch wird das Papiergeld vermehrt; die Finanzen gerathen in Verwirrung; wir verlieren mit solchem falschen Papier den Kredit. Heute kann man die Assignaten kaum mit 30 pro Cento Verlust anbringen. In einigen Wochen werden sie noch mehr fallen. Die Konstitutionsfeinde haben mehr Assignaten nachgemacht, als das ganze Frankreich werth ist. Da stelle man sich vor, wie lange unsere Hilfsquelle daueren kann.

Tell. Das ist verteufelt! — die Republik wird zum Wirrwar, ach! die Republik ist — ganz assignirt.

Pilatus. Auch in Republiken, auch — in Holland —

Tell. Ist der Teufel auch in Republiken los?

Pilatus. Oh mehr als jemals. Ein Schreiben vom Haag vom 8. dieses schildert den Admiralitätsmagazinsbrand mit theueren und verheerenden Farben. — Es ist merkwürdig, sagt man darinne, daß dies Feuer eine wohl überlegte Mordbrennerey seyn müsse, weil der Brand

nicht an einem Orte, sondern in vier Ecken auf einmal aufgieng. Man hat sich drey verdächtiger Personen bemächtiget, die wenigstens, obschon sie selbst nicht Mordbrenner waren, doch von allem unterrichtet zu seyn scheinen. — Es war noch ein Glück, daß man die Kriegsschiffe, und einige Fregatten, die da wasserten, von der Verzehrung der Flamme gerettet hat. — Nun entstehet daraus, daß die oranische und die patriotische Partie — eine der anderen, den sträflichen Verdacht zuwirft, an diesem Unglück schuld zu seyn. Der statthalterische Anhang, besonders jener des Pöbels hat auf die Patrioten gepocht, und einige von ihnen sind mißgehandelt worden. Das Volk hat aufs neue Oranienkokarden aufgesetzt, und besonders in Amsterdam raset man gegen diejenigen, die ohne Kokarden erschienen sind. Eine taube Unzufriedenheit stockt unter beyden Parteyen. Man fürchtet eine Aufbrausung, besonders in Amsterdam, wo die Gemüther gegeneinander brennen. — Zu diesem Mißverständniß erregt sich ein entgegengesetztes Interesse, in Rücksicht auf die Angelegenheiten von Frankreich. Die Amsterdamer Patrioten haben ihre Freude zu offenbar geäussert, da der König von Frankreich gefangen wurde. Die Statthal-

terischen, um ihnen ihre entgegen gesetzte Meynung vor die Nase zu reiben, haben über die oranische Kokarde, eine weiße Kokarde zu Ehren des Königs von Frankreich aufgesetzt. Dies reitzt mehr und mehr die Patrioten, und es ist zu wünschen, daß in der jetzigen Verfassung keine Aufbrausung erfolge. — Einige muthmassen, daß der Brand von den Arbeitsleuten, die in dem Magazin über ihre festgesetzte Stunde arbeiten mußten, angelegt seye worden. Andere glauben, daß es dem Handelsstande ausserordentlich mißfiel, daß sich Holland gegen die Russen auf Anstiften des Londner Hofes zu rüsten anfieng, indem die Handelsleute wünschten, daß, im Fall eines Kriegs zwischen England und Rußland, die vereinigten Provinzen neutral blieben, damit die holländischen Schiffe hernach — im baltischen Meere monopoliren könnten.

Tell. Ich versteh die Sache. — Die holländischen Patrioten baueten ihre Hoffnung auf einen Krieg, wo Preussen beschäftigt gewesen wäre. — Und dann wärs leicht gewesen, das Joch abzuwerfen.

Pilatus. Und es wird kein Krieg. Dann ein Schreiben aus Wien vom 6. dieses meldet folgendes: — Man taumelt in dem Wahn, daß,

weil der Friede nicht gleich hergestellt ist worden, wie man es sagte, vielleicht noch Zäune im Wege sind, die das große Friedensgeschäft hindern. Aber man muß bedenken, daß die Vorträge des preussischen Hofes durch den Herrn Bischofswerder an unseren Kaiser, erst dem russischen Kabinet kommunizirt sind worden. Diese Entlegenheit der Kabinete voneinander ist schuld daran, daß man nicht gleich alles schliessen könne, wie man es wünscht. Die Reise eines Kouriers von Wien nach Petersburg und zurück erfordert wenigstens sechs Wochen. Dadurch muß alles harren: — Friede, Krieg und Staatsrath. — Gewiß ist es unterdessen, daß man gründliche Hoffnung habe: — der Petersburger Hof werde die Anträge mit Freude angreifen. — Man erwartet den Kaiser zwischen dem 16. und 18. hier. Die Stände von Böhmen werden nächstens ihre Versammlung anfangen, und im September wird die Krönung gefeyert. — Es rauscht ein Gerede hier, welches viele Wahrscheinlichkeit gewinnt; nämlich der König von Preussen soll zu dieser Krönung nach Prag kommen. Eben das nämliche wird von dem sächsischen Hof, und von zwey großen deutschen Fürsten erzählt. — Da soll eigentlich der Standpunkt seyn, wo sich die Ange-

legenheiten Frankreichs ins Klare entwickeln werden. Man behauptet sogar, daß der König von Schweden diese Feyerlichkeit mit seiner Gegenwart beehren werde. — Dies sind zwar nur Sagen, aber aus allen Vorkehrungen sieht man, daß es mehr auf einen europäischen Kongreß, als auf die bloße Krönung deute. — Prag ist fast der Mittelpunkt von Europa, wäre es Wunder, daß diese Stadt auch ein Mittelpunkt der europäischen Politik werde?

Tell. Ei, ei; — ich sehe noch 800 unglückliche Tells in den Kerkern zu Lüttich.

Pilatus. Du wirst sie bald auf freyem Fuße sehen. Graf Metternich und Graf Merci sind in Lüttich zusammen gekommen. Sie hielten wohlthätige Unterredungen mit dem Fürsten; denn ein Schreiben aus Lüttich vom 11. dieses meldet, daß sich der so lange mißkennte Fürst endlich entschlossen habe, eine allgemeine Vergebung kund machen zu lassen. 800 hitzige einpatriotisirte Köpfe kommen wieder aus finstern Gefängnissen in freye Luft. Herr Perron, der verurtheilt ist worden, den Kopf zu verlieren, soll eben auch begnadiget seyn. So wirkt die Großmuth Leopolds, Sanftmuth, nicht allein auf jene Länder, die unter seinem Zepter Wonne fühlen,

sondern auch in jenen Gegenden, wo die Bewohner ihr Schicksal und ihr Vertrauen — ihm — dem Sanftmüthigen in seine Hände gelegt haben. Der Tag wird nächstens bestimmt, wo diese glückliche Amnestie jeden belehren wird, wie thöricht es seye, um nichts als um Opinionen sich in Abgrund zu stürzen

Hier muß ich dir aber eine Anmerkung über diesen Lütticher Artikel machen. Die kaiserliche Kommission, die in diesem Lande fortfährt, die Reichsgeseze wieder herzustellen, hat auf diesen Artikel dem Publikum bekannt gemacht, daß die ganze Zahl der Gefangenen sich nur auf siebenzehn erstrecke, welche Siebenzehn deswegen angehalten werden, weil sie während der Revolution die größten Missethaten begangen haben.

Tell. Nun will ich dir etwas erzählen. Briefe aus London vom 8. dieses sagen, daß endlich der Kourier Tims aus Petersburg am 5. dieses zu London eingetroffen. Man hielt gleich einen Staatsrath beym König. Die Minister versammleten sich noch den anderen Tag. Es wurden Kouriers an verschiedene Höfe abgeschickt. Man erwartete das Resultat dieser Bewegungen. Am anderen Tag erschien die Hofzeitung; jedermann lief um sie zu lesen. Aber zu größter Ver-

wunderung fand man nicht ein Wort, ob Friede oder Krieg werden sollte.

Dieses Stillschweigen giebt zu verschiedenen Muthmassungen Anlaß. Man behauptet, daß unser Kabinet bey diesen Unterhandlungen überrascht worden seye. Die historischen Nachrichten aus Thorn vom 29. Juny melden folgendes: „Uebrigens soll der Friede hier auf die Art bestehen, daß ein Theil versprochen hat, sich weiter auf keine Weise in jene Friedensunterhandlungen zu mischen, und der andere Theil seine Einwilligung dazu gegeben hat, daß der einmal vorgeschlagene Tausch mit noch etwas nebenbey immerhin statt haben und ohne Umstände ins Werk gerichtet werden könne."

Hernach ist folgende Nachricht aus Königsberg vom 30. Juny merkwürdig: Gestern ist die Feldequipage des Königs nebst dem bereits hier befindlich gewesenen Personale vom Generalstab, wie auch das am Strande gestandene Bataillon Husaren von Golz ebenmäßig durch unsere Stadt zurückmarschirt. Alles dies macht eine Ueberraschung wahrscheinlich.

Biographie.

Pontius Pilatus, Statthalter von Judäa wurde von den Juden angehalten, Christum

hinrichten zu lassen. Er glaubte, die Juden zu befriedigen, da er Christum geisseln ließ. Allein die Juden droheten ihm, und gaben vor; beym Cäsar klagen zu wollen, und dieser feige Hofmann sprach endlich das ungerechte Urtheil über das Leben Christi. Ein Jahr beynahe hernach nahm Pilatus das Geld des heiligen Schatzes um einen Aqueductus zu bauen; der Pöbel empörte sich, und dieser Statthalter bediente sich grausamer Mittel das Volk zu besänftigen. Die Einwohner von Samarien fühlten die Grausamkeit seines Unwillens, und klagten ihn bey Tiberio an. Ueber dieser Klagen mußte er Anno 37 nach Christi Geburt in Rom erscheinen im Anfang der Regierung des Kaisers Caligula. Er wurde nach Wienne in Delphinat verwiesen, wo er sich zwey Jahre hernach seines Lebens beraubte.

Wilhelm Tell wird als der erste Urheber der Schweizer Freyheit Anno 1307 betrachtet. Ein gewisser Geisler, Statthalter des Kaisers Albert in der Schweiz stellte, wie man erzählet, seine Kappe auf eine Stange, und befahl, daß man diese Kappe begrüssen solle, als wenn er selbst gegenwärtig wäre. Tell spottete darüber, und Geisler legte ihm zur Strafe auf, einen

Apfel von dem Kopf seines Kindes mit einem Pfeil hinunter zu schiessen. Er hatte das Glück seinen Schuß so gut abzuzielen, daß er diesen Apfel so gerade traf, ohne den Scheitel seines Sohns zu verletzen. Aber der Statthalter hat wahrgenommen, daß Tell noch einen Pfeil unter dem Kleide versteckt hielt; er fragte ihn, was er damit thun wollte. Ich habe ihn, gab er zur Antwort, mitgenommen, um dich damit zu tödten, wenn es mir nicht gelungen wäre, den Apfel abzuschiessen. — Geisler ließ ihn darauf in Verhaft nehmen, aber er fand Mittel zu entkommen; und in der That, er schoß den Statthalter hernach mit diesem Pfeil todt. Dies war das erste Zeichen der helvetischen Empörung. — Unterdessen scheint diese ganze Geschichte verdächtig zu seyn. Die schweizer Geschichtschreiber werden vermuthlich den Ursprung ihrer Freyheit mit einer Fabel zieren haben wollen, da man ohnehin weiß, daß diese ganze Begebenheit von einem gewissen gothischen Soldaten, der sich Tocho nannte, entlehnet zu seyn scheinet. — Ob aber die Schweizer eine so gut eingerichtete Regierungsart haben, wie sie sich rühmen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß einer ihrer größten Schriftsteller die helvetische Konstitu-

tion eine durch Gottes Hand erhaltene Verwirrung nennt.

Pitt an einen deutschen Minister.

Dienstag den 4. Januar 1791.

Die Politik ist eine giftige Spinne, welche über ganz Europa ein Gewebe gesponnen, und es an alle Kabinete angeheftet hat; man kann es nicht berühren ohne alle Fäden in Bewegung zu bringen: von Konstantinopel an, bis nach Bopfingen.

Man sollte glauben, der wahre Sitz dieser Spinne müßte in der Mitte von Europa — in Deutschland seyn. Aber nein, sie setzt sich allezeit an den Rand dieses Welttheils, vorher nach Frankreich, jetzt nach England.

Die Lage des deutschen Reichs, sagt ein berühmter Beobachter, und sein politischer Bau sind so beschaffen, daß es keinen natürlichen Beruf hat, jemals eine in der Politik gesetzgebende Macht zu werden. Es wird ewig in der Reihe jener zweyten Potenzen bleiben, welche von denjenigen, denen man in der Grammatik der Politik den ersten Rang einzeräumt hat, das ist von den Seemächten auf gewisse Art abhangen.

Die Geschichte beweist die Reflexion durch mehrere Beyspiele von Karl den 5ten an, wo die Staatskunst in den europäischen Kabineten eigentlich eine gewisse Bildung erwählte, wo sie einen Zeitpunkt anhebt. Die westphälischen Unterhandlungen; der Friede zu Ryßwik; der Vertrag von Utrecht; die pragmatische Sanktion Karls des 6ten; der Traktat von Teschen, und die Konvention von Reichenbach sind so viel Urkunden, daß Deutschland immerzu eine untergeordnete Rolle spiele; daß es immerzu das Pupill anderer Mächte war.

Nun liegt nichts daran, ob es diese oder jene Potenz seye, welcher wir die Ehre abtreten, sie unsern Vormund zu nennen. Aber die gegenwärtige Fluktuation von Deutschland ist hinlänglich, die deutschen Stände auf ihr eigenes Interesse aufmerksam zu machen.

Der deutsche Bund bauete für die Rechte der Deutschen von den pyrenäischen Gebirgen an, bis auf die Hügel von Krapak stolze Verheißungen. Ein kleiner Winkel an der Maas, — das Land von Lüttich, — hat dieses ganze Gebäude zu Trümmern gestürzt. — Dieses Land ist aus dem Gleiß der deutschen Gesetze getreten; der ganze deutsche Bund, selbst Preussen nicht ausgenom-

men, bekennen, daß sie es nicht in das Gleiß bringen können. Also wo hat Deutschland einen Nagel, womit es seine Konstitution heften kann?

In diesem Kampf der deutschen Gährung war das einzige Mittel sich in die Arme des Hauses Oesterreich zu werfen. Leopolds Deutschheit, Leopolds Verträglichkeit bauete den Deutschen einen Kanal, wohin alles Zutrauen der Biederkeit, und ihrer Unterstützung fließen kann. Das deutsche Reich sieht jetzt, daß es eine Stütze habe, und diese Stütze fordert Erkenntlichkeit. Die Lütticher Angelegenheiten nehmen eine solche Wendung, daß man mit Recht hoffen könne, alle Adern des Reichs werden dem Haupte zufließen *).

*) Lüttich vom 1sten Januar. — Verheissene Unterstützungen haben unsere Opinionen aufgezogen; — so zieht ein Uhrmacher seine Pendulen auf; — und der Künstler hat in das Uhrwerk nur eine von sich verfertigte Triebfeder gesteckt. Wer soll nun die Uhr wieder aufziehen? Unsere Revolution ist erstens dem Reiche, dann dem Reichsoberhaupt überliefert worden. Das Reich that alles, was es thun konnte, — nach Gesetzen. Aber wer kann Opinionen auf Gesetze

Vermög des Staatssystems Deutschlands könnte man hier die Frage entwerfen: welchen

---

einformen? — der Schlag ist geschehen, man muß sich mit Ehre heraus ziehen. Man erzählt sich folgende Uebereinkunft mit dem Kaiser und unserem Lande. Wir sollen uns ergeben wollen mit folgenden Bedingnissen: 1) die Municipalität soll die Hälfte der Beamte im Lande wählen, und die andere soll dem Fürstbischof eigen seyn. 2) Der Fürst soll wie vorher das Land regieren, und mit Freude aufgenommen seyn. 3) Die Privilegien der Spiele in Spa sollen aufhören, und der Municipalität frey stehen Spielprivilegien zu geben. 4) Es wird dem Kaiser angebothen, dem 5ten seiner Prinzen die Koadjutorsstelle in unserem Lande zu geben. 5) Es soll eine Generalamnestie allgemein bewilligt werden. Dies sollen die Punkte seyn, die der Lütticher Freyheitssinn in seinen letzten Zügen ausgekocht haben soll.

Man sagt, daß mit diesen Vorträgen eine Deputation nach Wien geschickt ist worden. Unterdessen kantoniren die kaiserlichen Truppen auf den Lütticher Gränzen, und erwarten ein — Ja oder Nein — aus Wien.

Aber der Entwurf der Koadjutorsstelle ist mehr in das politische Gewebe verwickelt, als

Nutzen oder Schaden kann die Revolution Frankreichs auf unser Deutschland werfen?

Es ist hier keine Frage von der deutschen Handlung, denn wir haben nur einen Schatten davon; die deutsche Nation ist fast blos an einen leidenden Handel mit den Engländern über Hamburg und Kölln, oder mit den Holländern gebunden. Es ist blos ein Allmosen, welches die übrigen Seenationen zu gering schätzen. Aber die Frage ist: welcher politische Nutzen oder Schaden wird für Deutschland entspringen, wenn die französische Revolution geräth *)?

---

man glauben sollte. Dem Berliner, dem Londner und dem Haager Hofe ist vielleicht daran gelegen, diese Erkenntlichkeit — nicht bis auf die Koadjutorie ausdehnen zu lassen. — Allein man tröstet sich damit, daß dies die Konvention von Reichenbach nicht im Mindesten auflöse, indeme dieser Punkt in der dortigen Politik keinen Artikel aufweisen kann. — Neue Beunruhigung!

*) Die Konstitution Frankreichs scheint sich zu befestigen; eben erzählen Pariser Briefe, daß der König das von der Nationalver ammlung in Betreff der Geistlichkeit gemachtes Gesätz endlich nach vielem hin und her Zaudern sanktionirt

Der Katechismus des Fizli Puzli hat seit jeher die Lehre verbreitet, daß Frankreich es mit Niemanden aufrichtig meyne. Viele Facta von Richelieu her bis auf den alltägigen Vergennes scheinen diese Lehre zu bestättigen. Wenn also Frankreich bey der Revolution das Machiavellskleid auszieht, so ist mehr Offenheit, mehr Aufrichtigkeit zu hoffen, wenn sie jemals im französischen Körper existiren können. — Dies wäre also ein politischer Nutzen für Deutschland.

Die Lage Frankreichs ist mit zweyen Meeren umgeben; folglich wird dieses Land ewig um das

---

hat. Dies fällt dem Adel und der Geistlichkeit ausserordentlich auf. Aber die Opinionen fahren fort sich zu konsolidiren. Ein Beweis davon ist folgende Anekdote. In der Normandie hat unlängst ein Bauer seinen Grundherrn Monseigneur, das heißt gnädiger Herr, genannt. Dies erfuhr die Municipalität des Orts; sie ließ den Bauern zitiren, und gab ihm folgende Strafe auf: Der Bauer soll auf 14 Tage geadelt werden, und Monseigneur oder gnädiger Herr von allen wahren Patrioten genannt werden; hernach soll er eine Abbitte thun und wieder Nachbar Niklas heißen, und Bauer werden.

Meer buhlen. Dadurch wird freylich Deutschland in manchen Krieg gerathen, weil die Seemächte allezeit die anderen Potenzen bey der Nase zu führen gewohnt sind. Aber wofern durch einen möglichen Umschwung der Dinge Rußland, das eben auch den Rand von Europa beherrscht, das Uebergewicht der politischen Herrschaft in Europa erhält, so wird Frankreich zu Lande den Diktatorston in leise Stimme verändern, und Deutschlands Politik schonen. — Nur England allein hat von dem glücklichen Erfolg der französischen Revolution viel zu fürchten. Tempus docebit.

Die gegenwärtige Lage Deutschlands ist trüber als man glauben sollte. Bey der strikten Observanz der Reichenbacher Konvention hat das Haus Oesterreich freye Hände, auch die Konstitution Deutschlands observiren zu lassen, und darauf dringen. Aus diesem entsteht eine Kälte zwischen dieser Monarchie und Preussen, die leicht in gerechte Widersprüche ausarten kann. Der fränkische Kreis zielet dahin, einen mächtigen Prinzen auf den Stuhl von Würzburg zu heben, damit er heut oder morgen dem preussischen Ansbach kühn ins Gesicht sehen könne. — Daher der Unwille vieler Kabinete, daher ihre Thätigkeit,

daher die Gegenwaffen von allen Seiten, daher — die Wolken, — die zwar langsam, aber sehr trüb — über Deutschland schweben. Man könnte mit politischem Geiste viel prophezeihen, aber man schlägt jetzt die Propheten aufs Maul, — daher ist besser — zu schweigen.

An Joseph II. ins Elysäum.

Dienstag den 23. August 1791.

Der zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossene Friede schließt auch deine erhabenen Aussichten, und dein Geist verschwindet. — Erlaube mir, o großer Monarch! daß ich die Sorgen kalkulire, die aus diesem Kriege entsprungen, und dich und ganz Europa erschüttert haben.

Dieser Türkenkrieg hat dem oranischen Hause und den Engländern genutzt: denn durch seine Entstehung wurden die Oppositionsmächte abgehalten, die Trennung zwey Seemächte Englands und Hollands zu unterstützen. England riß die Holländer in seine subordinirte Vereinigung, und Oranien siegte über die patriotischen Anmassungen.

Dieser Türkenkrieg hat dem König von Schweden genutzet: weil er für seine Person seinen Thron von allen Widersprüchen des Senats gereiniget hat, und weil er sein königliches Ansehen auf der Scheerenflotte erhoben und befestiget hat.

Dieser Türkenkrieg hat der preussischen Politik genutzt: weil sie dadurch in dem Kapitel der Gekrönten die erste Stimme bekam; — jene Stimme, welche vorher aus einem französischen Munde — Subordination lautete.

Dieser Türkenkrieg hat den Pohlen genutzet: denn sie haben sich von der russischen Subordination losgerissen; sie haben auf eine Art von Selbstbestandes geklettert, und da sie oben waren, da stiessen sie ihre Helfer und Helfershelfer von sich, und sprachen: — wir sind nun da, und wollen selbst eine Rolle in der Politik spielen. Aber die Rollen sind verschiedentlich — von Achilles an, bis auf den Harlakin.

Dieser Türkenkrieg hat allen philosophischen Beutelschneidern, Avanturiers, Freyheitsfabrikanten, Waghälsen, sophistischen Rednern, und — Fischweibern genutzet: denn die Beeiferung der Opposition des Kriegs, der Neid anderer entgegengesetzten Mächte war so verwickelt, daß diese

Solonenharlakine ungestört ihre Farsen fortspielen, sich bereichern, auf fremde Unkosten leben und lärmen konnten.

Dieser Türkenkrieg hat dem Ruhm der russischen und österreichischen Armeen genutzet; denn sie streuten Lorbeerzweige aus und es war eine Schule, aus welcher viele große Helden — für die Zukunft hervorgetretten sind.

Dies ist, o Joseph! die Berechnung des Nutzens dieses Kriegs. Aber der Schaden! — ist dieser mit dem Nutzen im Gleichgewicht? — ich will ihn abwägen.

Der Türkenkrieg hat die Menschheit mit großen Unglücken benebelt. Er hat viele Menschen aufgerieben, ganze Länder ruinirt, und alle bisherigen Regierungsordnungen erschüttert.

Dieser Türkenkrieg hat die Niederländer zur Empörung gebracht; die Oppositionspartie hat sie unterstützt. Es fielen Menschen, Eigenthumsrecht, Sicherheit in den Abgrund der einmagnetisirten Opinionen. Um Belgien wieder aufzubauen, wird das Haus Oesterreich zwanzig Jahre und vielleicht mehr architektiren müssen.

Dieser Türkenkrieg hat das Lütticher Land — auf den Rand des Ruinsabgrunds gestellt. — Es ward ein politisches Netz von Konstantinopel an,

bis nach Holland gezogen. Lüttich sollte für den westlichen Theil des ausbrechenden Feuers in Europa ein Waffenplatz seyn. Die Insurgenten ruinirten sich, ihr Land — auf 50 Jahre lang, und dies? — um nichts.

Dieser Türkenkrieg hat Frankreich zu einer Geographie des Gräuels und der Anarchie gebildet. Der Oppositionspartie war es daran gelegen, Frankreich von dem obersten Stuhl der Politik zu stürzen. Wäre der Türkenkrieg nicht entstanden, so hätte man den Mirabeau mit Hilfe guter Nachbaren in ein Narrenhaus eingesperrt, und den dreyfärbigen Orleans in einer Festung von seiner Bosheit kuriren lassen. Aber es war ein Türkenkrieg, — und die Rache wegen dem Verlust von Amerika gab ein Pflaster, welches in Amerikas-Apotheke selbst ausgekocht war, — um diejenigen zu ruiniren, die England in diesem Welttheile ruinirt haben.

Von Frankreichs Farsentheater entlehnten viele Länder ihre Spiele. Fast alle Souveraine fühlten den französischen Patriotismus, und ihre Unterthanen das Fieber. Der Türkenkrieg und der Oppositionseifer hemmen alle Hilfe, um sich gegenseitig beyzustehen. Jeder entschuldigte sich: es ist Türkenkrieg.

Dieser Türkerkrieg hat das Haus Oesterreich zwischen zwey Feuer: — zwischen das preussische und türkische — gesetzt. Du, o großer Joseph! du fielst, und bey deinem Fall hieng die österreichische Monarchie auf einem deiner dünnen Haare; — ein kleiner Stoß hätte sie zum Falle — mit dir gebracht.

Dieser Türkenkrieg hat, ungeachtet der heldenmüthigen Wunder, viele tausend deutsche Söhne weggerafft, und mancher Schönen ihren Liebhaber getödtet. Die Staatsschulden sind von allen Seiten aufgehäuft worden, und — nur eine gute Oekonomie kann manchen Staat vom Falle retten.

Dieser Türkenkrieg hat die reiche Patriotenpartie in Holland zerstreuet; dadurch verlor die holländische Handlung ihre Quelle, und sinkt, und sinkt, — vielleicht noch tiefer als man glaubt.

Dieser Türkenkrieg hat den türkischen Staat in seiner ganzen bloßen Schwäche zur Schau aufgestellt. Er ward wegen der Krim angefangen, und die Krim wird den Russen mit Oczakow zugesichert. Also verschwendete die Pforte Geld, Menschen und ihre Bedeutenheit um den Zweck zu erlangen, den sie sich vorspiegeln ließ; — und verfehlt nun den Zweck, fällt in eine offenbare

Unbedeutenheit, und — muß aus den Ruinen die Ueberbleibsel, oder besser zu sagen — die Scherben ihrer vorigen Größe ausgraben.

Dieser Türkenkrieg mit seinen Folgen hat vielleicht sechsmal mehr Unkosten an Kouriers, Staffetten ꝛc. verschwendet, als der ganze Werth seines Resultats beträgt. — Traurige Erinnerung, aber niederschlagende Lehre — für alle zukünftigen Kriegserhebungen.

Dieser Türkenkrieg hat wenigstens 80 Zeitungsschreiber generirt, die jetzt aus Mangel der kriegerischen Nahrung sich in die Ruhe — vielleicht auf einen Strohsack legen müssen.

Dieser Türkenkrieg hat dich, o wohldenkender Joseph! ins Grab begleitet. Du wünschtest ein wohlthätiger Architekt deines Volks, und auch zugleich ein Held zu seyn; zwey Vorstellungen, die fast keine menschliche Kraft zusammen rollen kann.

Welche Folgen kann man aus diesem Türkenkriege korollariren? — o wichtige, o lehrreiche, o große, o nützliche!

Dieser Türkenkrieg beweist, daß das politische Gewebe so zusammenhängt, daß keine wichtige Eroberung in Europa zu machen seye. Auf jeden Eroberer fällt die ganze Masse der euro-

päischen Kräfte. Wer ist im Stande sie zu ertragen, und sie mit Erfolg von sich zu wälzen?

Dieser Türkenkrieg zeigt jedem Beobachter, daß achtmalhundert tausend treffliche Soldaten-Helden (denn so groß ist die Macht der Oesterreicher und der Russen zusammen) nicht einmal tausend Quadratmeilen in vier Jahren auskriegen können; — ohne von der Oppositionspartie zur Zurückgabe gezwungen zu werden.

Diese Betrachtung ist also auf die jetzige Lage Frankreichs anwendbar. Wenn achtmalhunderttausend gut geübte und durch glückliche Erfahrung erprobte Soldaten ganze Länder erobert haben; wenn die rühmlichen Besitzer dieser achtmalhunderttausend Soldaten dem Verlangen anderer übrigen Mächte nachgeben, und das Eroberte zurückgeben; — so frage ich die Nationalversammlung, und alle patriotische Quacksalber, wie werden die ungeübten Nationalgarden der Koalition aller Mächte von Europa widerstehen können? — Demjenigen, der diesem Argumento ad hominem widerspricht, kann ich nicht anders als mit einem Argumento ad podicem antworten.

Montesquieu an die französische Nation.

Dienstag den 22. November 1791.

Du Königin der Bewohner der Erde; du Völkerschaft von 25 Millionen Menschen; o du französische Nation! höre die Stimme eines Mannes, der in deinem Schoos lebte; — der über dich die Strahlen seiner Philosophie ausgebreitet hat. — Ich sehe dich, o edle Nation! auf dem Rande des tiefsten Abgrunds stehen; du stürzest dich im Angesicht deiner Nachbaren, der Engländer — deiner Feinde, in die Kloake der Anarchie. — Nach der Beobachtung des jetzigen Gangs deiner Philosophie, kannst du nicht anders, — als durch eine Bluttaufe — durch einen grausamen Bürgerkrieg regenerirt werden. Du hast die Magie der Regierung zerstreuet; du hast Rotten, und Verschworne an das Staatsruder gesetzt; des Leidens der guten Bürger ist kein Ende. O Nation! — stelle dich bey Orleans hin; übersieh dein Vaterland! — was siehst du? — eine Mördergrube, ein Gerüste, worauf Opinionen auf der Folter gezogen werden.

Es ist eine in der Staatskunde bekannte Wahrheit: — „Gieb deinem Volk keine Gele-

genheit, seine Rache auf dem Opinionenschleif-Steine zu schärfen." O französische Nation! beobachte den politischen Gang deines Reichs! — Ludwig der 14te verfolgte die Protestanten; er gab ihnen Gelegenheit, ihre Rache auszuschleifen. Ach! diese Rache ist so scharf, so spitzig, so durchdringend heutiges Tags, daß man ihr nicht ausweichen könne. Die Protestanten in Frankreich rächen sich mit der auffallendesten Aufbrausung über die Revokation des Edikts von Nantes. — Wer hätte jemals geglaubt, daß diese Rache auf den beßten, auf den wohlthätigsten, auf den beßtmeynendsten Monarchen fallen werde? wer hätte es vorausgesagt, daß die Sünden Ludwigs des 14ten durch Ludwig den 16ten abgebüßt (und die Buße ist sehr derb) werden müssen? — O Vorsehung! o Schicksal! o Härte der Throne!

Ich habe die Erklärung des Königs gegen die Auswanderer in unserem Elysäum lesen hören. Ich erhalte eben ein Blatt aus Paris vom 14ten dieses, welches mir folgendes sagt:

Die Nationalversammlung war am 12. eben mit der Erörterung über die leidigen Religionsunruhen, und über die Mittel, solche zu hemmen, beschäftigt; da trat der Justizminister in

den Saal, mit einer königlichen Bothschaft. „Ich komme hieher, so sprach der Minister, Hr. Duport du Tertre, um der Versammlung die königliche Sanktion mehrerer Dekrete zu überbringen, unter andern derjenigen, die Ludwig Stanislaus Xaver, französischen Prinzen, betreffen. Was aber das Dekret vom 9. November gegen die Auswanderer angeht; so wird der König überlegen." Die Nationalversammlung hörte in tiefer Stille den Minister an, und es regte sich kein Laut, in keiner Tribune. — „Der König, fuhr der Minister fort, hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß, wenn seine Sanktion nicht untheilbar wäre, er gerne einige Punkte jenes Dekrets angenommen hätte." Der Minister wollte weiter reden, und die Versammlung von den Maasregeln benachrichtigen, die der König zur Erreichung des nämlichen Zwecks, wie jener des Dekrets seye, genommen habe; allein die Nationalversammlung wollte und konnte ihn, der Verfassung gemäs, nicht weiter anhören. Hr. Tambon stand auf, und sagte: „Der König hat sich des Rechts bedient, das ihm die Verfassung gab; er hat dem Dekrete sein Veto aufgedrückt, laßt uns seine Bewegsgründe achten, ohne sie zu kennen; der König hat durch die Ver-

weigerung seiner Sanktion dem ganzen Europa einen Beweis gegeben, daß er frey ist in Mitte seines Volkes; er hat einen neuen Beweis gegeben von seiner Anhänglichkeit für die Verfassung." — Der Minister setzte sich mithin nieder, ohne weiter zu reden, und die Nationalversammlung schritt zu andern Gegenständen. — Da so der Minister die Bewegsgründe des Königs nicht hatte auseinander setzen können; so hat nun der König selbst sie durch folgende merkwürdige Proklamation bekannt gemacht:

„Der König hat nicht bis heute gewartet, um seinen Unwillen über die Bewegung an Tag zu legen, wodurch eine große Anzahl französischer Bürger aus dem Königreiche gezogen, und zurückgehalten werden."

„Allein, nachdem Se. Majestät die gemessensten Maasregeln genommen haben, um Frankreich im Zustande des Friedens und gegenseitiger Gewogenheit mit den auswärtigen Mächten zu erhalten, und die Gränzen des Königreichs vor jedem Einfalle sicher zu stellen; so glaubten Sie, daß Ueberredungsmittel und der Weg der Gelindigkeit am geeignetesten seyn würden, um diejenigen, die wegen politischer Zwiste und Uneinigkeit von Meynungen sich hauptsächlich von ihrem

Vaterlande entfernt haben, wieder darin zurückzubringen."

„Obgleich der größte Theil der ausgewanderten Franzosen, seit den Proklamationen und Vorschritten des Königs, von ihrem Entschlusse nicht geändert zu haben schienen; so sind jene doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Nicht allein hatte die Auswanderung nachgelassen; sondern es waren schon einige der ausgewanderten Franzosen ins Königreich zurückgekehrt, und der König schmeichelte sich, sie täglich in größerer Anzahl zurückkommen zu sehen."

„Indem so der König seine Hoffnung noch auf die nämlichen Maasregeln setzt, hat er einem Dekrete der Nationalversammlung seine Sanktion verweigert, wovon ihm mehrere scharfe Artikeln demjenigen Zweck, den das Gesetz sich vornehmen mußte, und den das Interesse des Volks erforderte, entgegen zu streben, und mit den Sitten der Nation und den Grundsätzen einer freyen Staatsverfassung unverträglich zu seyn schienen."

„Indessen sind seine Majestät es sich selbst schuldig, sowohl als denjenigen, welche diese Ausübung des königlichen Vorrechtes über Ihre Gesinnungen täuschen könnte, die ausdrückliche

Darstellung davon zu erneuern, und nach Ihrem Vermögen den wichtigen Gegenstand des Gesetzes zu erfüllen, dessen Mittel Sie nicht annehmen zu müssen geglaubt haben."

„Der König erklärt also allen denjenigen, welche ein Widersetzungsgeist ausser den Gränzen des Königreichs hinreissen, versammlen und zurückhalten könnte, daß er nicht allein mit Schmerz, sondern auch mit tiefem Unwillen ein Betragen sieht, welches die öffentliche Ruhe, die stets der Gegenstand seiner Bemühungen ist, störet, und welches darauf abzuzielen scheint, die Gesetze anzugreifen, welche er durch seine feyerliche Annahme geheiligt hat."

„Wie sehr würden sich diejenige irren, die in dem Könige einen andern Willen voraussetzen wollten, als den, welchen er öffentlich an Tag gelegt hat, und die auf einen solchen Irrthum ihr Betragen gründen, und ihre Hoffnung stützen wollten, mit was immer für einem Bewegsgrunde sie denselben vor ihren eigenen Augen haben bedecken mögen. Allein es giebt deren nun keinen mehr. Der König giebt ihnen, indem er sein Vorrecht über strenge gegen sie gerichtete Maasregeln ausübt, einen Beweis seiner Freyheit, welchen sie weder verkennen, noch wider-

sprechen dürfen: und an der Aufrichtigkeit seiner Entschliessungen noch dann zweifeln, wenn sie von seiner Freyheit überzeugt sind, dies würde ihm Beleidigung seyn."

„Der König hat den Schmerz nicht verhehlt, den ihm die im Königreiche vorgegangenen Unordnungen gemacht haben, und er hat lange glauben wollen, daß der dadurch verursachte Schrecken allein eine so große Zahl von Bürgern von ihren Heerden weg zurückhalten könnte; aber man hat kein Recht mehr, die Unruhen seines Vaterlandes vorzuschützen, wenn man durch eine verabredete Abwesenheit, und durch verdächtige Rottirungen darauf arbeitet, Unruhe und Regungen in dessen Schoose zu unterhalten. Man darf nicht mehr über die Nichtvollziehung der Gesetze, und über die Schwäche der Regierung wehklagen, wenn man selbst das Beyspiel des Ungehorsams giebt, und wenn man den vereinigten Willen der Nation und ihres Königs nicht als verbindend anerkennen will."

„Keine Regierung kann bestehen, wenn nicht ein jeder die Verbindlichkeit erkennt, seinen besondern Willen dem öffentlichen Willen zu unterwerfen. Diese Bedingniß ist die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung, und die Garantie

aller Rechte; und möge man seine Pflichten oder seine Vortheile in Betracht ziehen: wo kann es deren wesentlichere geben für Menschen, die ein Vaterland haben, und die in dessen Schoose ihre Familie und ihr Eigenthum lassen, als den Frieden desselben zu achten, sein Loos zu theilen, und den Gesetzen, die für seine Sicherheit wachen, hülfreiche Hand zu leisten?

„Die Staatsverfassung, welche die Unterscheidungen und die Titel abgeschafft hat, schließt diejenigen, die sie besassen, nicht von der neuen Wirkungsbahne und den neuen Ehren aus, die sie geschaffen hat; und wenn, anstatt das Volk durch ihre Abwesenheit, und durch ihr Betragen zu beunruhigen, sie sich zur Beförderung des gemeinsamen Wohls beeiferten, es sey durch Verzehrung ihrer Einkünfte in dem Schoose des Vaterlandes, das sie hervorbringt, oder durch Widmung der glücklichen Unabhängigkeit von Bedürfnissen, die ihre Glücksumstände ihnen zusichern, für das Studium des öffentlichen Wohls: würden sie nicht zu allen Vorzügen berufen werden, welche die öffentliche Achtung und das Zutrauen ihrer Mitbürger ertheilen können?“

„Mögen sie also Entwürfe aufgeben, welche die Vernunft, die Pflicht, das allgemeine Wohl,

und ihr persönlicher Vortheil verwerfen! Franzosen, die ihr immer eure Liebe für euren König verkündigt habt; er ist es, der euch in euer Vaterland zurückberuft; er verspricht euch Ruhe und Sicherheit im Namen des Gesetzes, dessen höchste Vollziehung ihm aufliegt; er verbirgt sie euch im Namen der Nation, mit welcher er unzertrennbar vereinigt ist, und die ihm rührende Beweise von Zutrauen und Liebe gegeben hat. Kommet zurück: dies ist der Wunsch eines jeden eurer Mitbürger; es ist der Wille eures Königs. Aber dieser König, der zu euch als Vater spricht, und der eure Rückkunft als einen Beweis von Anhänglichkeit und Treue ansehen wird, dieser König erklärt euch, daß er entschlossen ist, durch alle Mittel, welche die Umstände erfordern könnten, die ihm anvertraute Sicherheit des Reichs und die Gesetze zu vertheidigen, zu deren Handhabung er sich unwiderruflich verbunden hat."

„Er hat seine Gesinnungen den Prinzen, seinen Brüdern, angedeutet; er hat sie den Mächten zu erkennen gegeben, auf deren Gebiete sich die Versammlungen der ausgewanderten Franzosen formirt haben. — Er hofft, daß seine Bitten bey euch den Erfolg haben werden, den er

davon

davon zu erwarten berechtigt ist. Sollte es aber möglich seyn, daß selbige fruchtlos bleiben würden; so wisset, daß es kein Ersuchen giebt, welches er nicht an die auswärtigen Mächte thun wird, daß es kein so gerechtes und strenges Gesetz giebt, welches er nicht anzunehmen entschlossen ist, vielmehr, als länger zuzusehen, daß ihr das Glück euerer Mitbürger, das eurige, und die Ruhe eueres Vaterlandes einer sträflichen Hartnäckigkeit aufopfern solltet."

Geschehen zu Paris, den 12. Nov. 1791.

(Unterzeichnet) Ludwig.

(weiter unten) Delessart.

Zugleich sind noch die Abschriften von drey Schreiben des Königs an die ausgewanderten Prinzen bekannt gemacht worden.

Der König hat freylich an seine Brüder und an die französische Auswanderer geschrieben, daß sie zurückkommen sollen. — Aber können sie es? — erlaubt es ihnen die Ehre? — nein. Die Brüder des Königs und alle Auswanderer wünschen, daß er das Dekret vom 8 dieses gegen die Emigranten sanktioniren möchte. Wenn er es nicht thut, so zeigt er eine Freyheitshandlung, nämlich das freye Veto, und giebt dadurch zu erkennen, daß er einer gewissen Freyheit ge-

nieße. — Noch bisher hat sich der König geweigert, dieses Dekret zu sanktioniren. Aber selbst die Aristokraten zu Paris — wollen ihn dazu bringen. Seit einigen Tagen hat sich viel Volk um die Thuilerien versammlet: schrie nach der Sanktion. Die Jakobiner merkten es, und sagten gleich, daß die Sanktion der größte Wunsch der Aristokraten wäre.

Diese Jakobiner wenden alle abscheulichen Ränke an, um die Auswanderer zu hemmen. Folgende Nachricht ist ein Beytrag dazu:

Koblenz vom 20. dieses. — Es hat ein Murren an unserer ganzen Gegend gesaust, als wenn die guten Einwohner an Rheinufern in Gefahr wären, mit Feuer und Schwerdt heimlich angetast zu werden. Dies war eine infame Einlispelung der Propagandisten, die uns in eine Unruhe wegen der guten Aufnahme der Franzosen, unserer Nachbaren, setzen wollten. Diese Schreyer glaubten, daß die deutschen Bürger sich durch dergleichen Kunstgriffe schrecken werden lassen. Sie werden dadurch ihren Zweck nicht erlangen. Man weiß in Deutschland sehr wohl, daß das Dekret gegen die Emigrirten eine Pastete von den Rottierern in dem heißen Ofen der Schreckenbilder ausgebacken seye; man weiß, daß diese Bö-

sewichte durch allerhand Ränke ihre Furcht, zertreten zu werden, bemänteln. Aber man weiß auch, daß der erste Angriff, den die Rotten auf uns wälzen lassen wollten, unsere Fürsten, die wahren Vertheidiger unserer deutschen Rechte, zum unversöhnlichen Zorn reitzen müßte, und — dann fällt unsere deutsche Bedeutenheit mit ihrer ganzen Masse auf die Angreifenden. — O sie werden es wohl bleiben lassen! — Luxemburg! Luxemburg! wie gut stehst du da!

Ein anderes an Joseph II. ins Elysäum.

Dienstag den 27. Februar 1798.

Es geht alles so sonderbar, so verwirrt, so durcheinander auf der jetzigen politischen Welt zu, daß man sich wundere, wie noch eine Politik reine Grundsätze vorzeigen könne. — Es ist schrecklich: — wo immer nur ein Fleckchen von der Politik sich einmal eingenistet hat, da muß man laufen, fliehen, und fluchen, daß jemals eine Politik aus der Hölle auf diese Welt hervorgekrochen seye. — Sage mir, Kaiser Joseph! wo stellt ihr die Politiker hin, wenn sie zu euch ins Elysäum kommen?

Ich erkläre mich: — Es waren der Treuen viele, die mit der deutschen Sache hielten; sich in die schrecklichen Kriegszeiten schickten; alles aufopferten, um Deutsche zu bleiben, um nach deutscher Sitte ihre Anhängigkeit zu zeigen. Es waren im Gegentheil der Undeutschen Einige, die sich an den Feind hiengen; mit ihm das Unglück wünschten, und es endlich beförderten. Welche sind nun unter diesen zwey Gattungen Menschen glücklicher?

Du warst, geschätzter Joseph! unsere Wonne; die Erinnerung deines Namens ist noch ein Frohlocken für unsere Herzen. Wie ruhmvoll waren deine Heere; wie staunend standen Nationen da, und erwarteten die Früchte deiner Bemühungen; wie zufrieden blickten Völker auf dich. — O Wonne des Volkes! o Joseph! deine Asche ist uns noch ehrwürdig. Aber wir sind gebeugt; die Treuen seufzen, und die Ereignisse — winseln. Die Uneinigkeiten der europäischen Nationen gegen einen schrecklichen Feind; die Zersplitterung deutscher Kräfte; die einseitigen Absichten der Politik haben uns in den Zustand der Beugung gestürzt. — Nein, sagte letztens ein Deutscher in Paris, nein; sie haben uns nicht überwunden; sie haben uns nur getheilt. Vous

ne nous avez pas vaincu; vous nous avez divisé: voila votre Gloire!

Das linke Rheinufer, diese Pforte Deutschlands wird abgetreten; ach diese Theilung ist Schuld daran. Wir verlieren unsere Brüder des anderen Ufers; sie sollen das Opfer unsrer künftigen Ruhe, eines ewigen Friedens seyn: ewigen Friedens? Joseph! dieser ist nur auf dem Kirchhofe — da, wo Politik, und Theilung im Grabe liegen; ewigen Friedens? haben ihn diejenigen, die ihn nur geben wollen? ewigen Friedens? — sind wir nicht Menschen, oder werden wir aufhören solche zu seyn? ewigen Friedens? ist die Politik in Abgrund gestürzt? ist der Neid begraben? sind die Interessen des einseitigen Egoismus befriedigt? ewigen Friedens? — wo haben noch zwey Menschen in ewigem Frieden gelebt?

Unsere deutschen Beherrscher geben um des ewigen Friedens halben nach, und lassen das linke Rheinufer als ein Opfer auf dem Altar des so gewünschten Friedens liegen Die Gewalt der Umstände, die aus der Unzusammenhaltung geflossen sind, ist gebietherisch; es wird neue Gestalt der Staaten erscheinen; neue Gestalt der Geographie; neue Gestalt der Besitzungen. O

Joseph! werden wir glücklicher, werden sie — die uns trennen — glücklicher seyn? Dies ist zu erwarten.

Crillon und Blumauer.

Dienstag den 17. April 1798.

Crillon.

So eine Heldengeschichte, wie die Aeneis ist, zu travestiren, lächerlich zu machen, und des Heldenmuths dadurch zu spotten? — So hat man der Religion gespottet, bis nichts mehr oder sehr wenig übrig blieb; so hat man die Helden verlacht, bis die Generation keinen hatte. — Sage mir, deutscher Dichter! wohin sind euere Siege ausgewandert? welchen Ruhm bringst du in den Tempel der Unsterblichkeit?

Blumauer.

Nackt war ich zur Welt gebohren,
Nackt scharrt' man in's Grab mich ein:
Also hab ich durch mein Seyn
Nichts gewonnen, nichts verloren.

Crillon.

Wolltest du meine Tapferkeit auch travestiren? ich war die Ruhms-Sonne meiner Zeit.

B l u m a u e r.

Frau Sonne, diesmal trift sie's nicht,
Wenn sie von meinem Liede
Sich nichts, als Schmeicheley, verspricht;
Ich bin des Lobens müde.

Drum höre sie: — Trotz ihrem Glanz
Und Strahlenrock und Sternenkranz
Trotz ihrer goldnen Scheitel,
Ist sie ein Weib — und eitel.

C r i l l o n.

Wie? auch über mich spotten? — Dichter! kennst du die Vorzüge der Kriegskunst nicht?

B l u m a u e r.

Die Tyrannin, die so viele Sklaven
Zählt, als Menschen auf der Erde sind,
Und mit ihren sieggewohnten Waffen
Alles zwingt, ist doch — der Freyheit Kind.

C r i l l o n.

Und du hörst nicht auf Verse zu machen? Du tändelst mit den merkwürdigsten Begebenheiten der jetzigen Zeit? Glaubst auch hier im Elysäum, uns die Langeweile durch deinen Witz zu vertreiben?

B l u m a u e r.

O Langeweile!

Unsterbliche, geliebte Schöne,
Bey deren Lob ich jetzt schon gähne
Dich preise heute mein Gesang:
Was uns kein Aeskulap kann geben,
Giebst du uns; denn du machst das Leben
Uns bis zum Ueberdrusse lang.

Crillon.

Welcher Verseteufel ist in dein Hirn gefahren!

Blumauer.

Man will dir, Teufel! jetzt den Abschied geben,
Und läugnet deine Macht;
Man führt bey Tag ein teufelloses Leben,
Und scheut dich nur bey Nacht.

Crillon.

Ich will dir das Versemachen schon vertreiben. Weist du wie? — ich will dir — Zeitungen lesen (remedium heroicum).

Germania an Joseph II.

Dienstag den 24. July 1798.

Unter einer Thränenweide des rechten Rheinufers, von allen Freunden verlassen, sitze ich da, und denke an dich, deutscher Joseph! — Ich

höre das Winseln von anderer Seite; es ist noch deutsch; es greift mein Herz an, und ich muß schweigen — ach! schweigen, deutscher Joseph! zu deutschen Seufzern, die der deutsche Rhein abpreßt, um nicht verrathen zu werden: — so tief ist, deutscher Ritter! deine Germania gebeugt!

Der Kongreß von Rastadt! ach! ich schäme mich, wohin soll ich mich verbergen? Der Redakteur, dieses offizielle Echo der französischen Regierung, nennt ihn in seinem Blatte vom 17. July, einen Thurm von Babel, wo alle Leidenschaften zu gleicher Zeit sprechen, ohne sich zu verstehen. Er fährt in seiner Diatribe fort, die Siege seiner Nation zu heben; die Früchte, die er aus der Ueberwindung Deutschlands leitet, — mir, deiner lieben Germania vorzurümpfen, und schließt mit dem Ausrufe: „O Könige! schließet mit der großen Republik den Friedensvertrag, so lang noch euere Throne aufrecht stehen!" Joseph! hattest du nicht auch einen Thron auf der Erde?

Einer der ersten Aufgeklärten Deutschlands schildert diesen Kongreß nach der Natur der politischen Stellungen: „Die Allemanier und Germanen, sagt er, das mächtigste — und unvermö-

gendste Volk — und Nichtvolk von Europa, schrieben in ängstlicher Ungewißheit, was aus unserer Verfassung, die schon lange aufgehört hat zu seyn, und nie gut genug war um dauern zu können, am Ende noch werden soll. — Die Unterhandlungen, die dies entscheiden sollen, sind, in der That, die ersten ihrer Art. Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen: Die große Republik mit Machtsprüchen. Ich will, sagt sie. — Du willst, wozu du kein Recht hast, sagen wir. Ich will aber, sagt sie. — Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß wer mir eine Hälfte giebt, weil er muß, besser thäte, die andere gleich mit zu geben?" — Nun, so nimm denn das Ganze (daß du daran ersticken möchtest!) sagen wir endlich. — Gut, daß ich es schon habe, sagt sie. — Aber, setzen wir hinzu, wir behalten uns zwey bis drey Dutzend Klauseln, und Reservate in casum casus vor. — Davon versteh ich nichts, sagt sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik! du hättest unsre Lunig und Ludevig, und Moser und Pütter so gut studirt, wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekom-

men! ich mache mirs bequemer: — ich studire nichts — als für meinen Hausgebrauch; ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Gränze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf eurer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen." — Wir bitten sich keine Mühe zu machen: wir wollen uns schon selbst vergleichen, sagen wir. — Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame; wir werden erfahren, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende machen müssen, wie der Hof zu Turin, und Madrid, wie die Holländer, wie die Schweizer, wie die lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie Se. päbstliche Heiligkeit und das ganze heilige Kollegium. — Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. — Wären wir, wie sie Eins — so wär's umgekehrt. Aber wir sind nicht wie sie — Eins."

„Und dies waren auch nicht die Schweizer, die Holländer, die Römer, die Maltheser, die Genueser, die Lombarder. Nun sind sie nach der Mutter Republik geformt. Freylich tönt es ein

wenig komisch, wenn die Mutter (wie zu jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: — die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind! denn ich habe das Maas dazu an meinem eigenen Fuße nehmen lassen."

Nun ist das Friedensgeschäft mit einer neuen Note der französischen Minister (vom 19. Jul.) wieder weiter vorgerückt. Diese Note als Antwort auf die Note der Reichsdeputation enthält sieben Punkte folgenden Inhalts:

1) Die bevollmächtigte Minister der französischen Republik bestehen auf allem, was sie in Rücksicht der Schifffahrt des Rheins verlangt haben, und sehen mit Vergnügen, daß die Deputation ihren offenbar durch den Wunsch einer gemeinschaftlichen Wohlfahrt diktirten Vorschlägen sich genähert habe. Jedoch können sie ohne Verwunderung nicht erblicken, daß sie Anstand nimmt; anzuerkennen, daß, da dieser Gegenstand von einem direkten Interesse für das ganze Reich ist, die dabey angebrachten Verträge nothwendig in dem gegenwärtigen Traktate Platz finden müssen: sie verwundern sich vorzüglich darüber, daß sie die provisorische Beybehaltung der

Zollrechte bis zum Abschlusse eines Handlungs-traktates reklamirt hat, welches, in Hinsicht der Schwierigkeiten eines dergleichen Traktates mit dem Reiche überhaupt, eben so viel wäre, als eine völlige und bloße Erhaltung der für die Handlung beschwerlichsten Rechte. Die Unterzeichneten verlangen auf das stärkste die Aufhebung der Zölle, und die Einrückung aller auf die Schifffahrt des Rheins sich beziehender Artikel in den Friedenstraktat. Um einen neuen Beweis der Grundsätze, welche sie leiten, und des friedlichen Geistes, womit sie beseelt sind, zu geben, wollen sie darinn einwilligen, daß diese Schifffahrt für die Uferbewohner völlig frey sey; daß die Stapelgerechtigkeiten, so wie die Schifferinnungen abgeschafft werden. Die Deputation wird sicherlich bemerken, daß dies von Seiten der französischen Republik eine wahre Abtretung ist, welche alle Schwierigkeiten entfernen muß, und welche eine Ersetzung verdienen wird. Man hofft auch, daß die Deputation von dem deutschen Reichstage die Freyheit der innern Flüsse Deutschlands oder wenigstens der Flüsse, welche sich in den Rhein ergießen, reklamiren werde.

2) Die französische Republik wird von ihrer Forderung der sämmtlichen Rheininseln abstehen:

von den beyden von der Deputation vorgeschlagenen Mitteln zur Theilung des Rheinflusses, wird man den Thalweg annehmen. Folglich werden die Inseln, welche sich zur Rechten des Schifffahrtsweges befinden, dem Reiche verbleiben; die Inseln zur Linken werden der Republik gehören, so wie die Peterinsel unterhalb Mainz, welche von dem Reiche zugefallenen Antheile förmlich ausgenommen wird. Die Unterzeichneten machen nichts destoweniger auch den ausdrücklichen Vorbehalt, daß, wenn jenseits des Stromes des großen Rheines Inseln von Frankreich abhängig sind, sie demselben verbleiben sollen. Die Uebereinkunft soll noch getroffen werden, daß, im Falle der Lauf des Flusses sich ändern würde, die Inseln unter der Souverainität bleiben sollen, unter welcher sie durch den Traktat werden seyn gebunden worden. In keinem Falle sollen Eingriffe in die Neutralität der Schifffahrt geschehen.

3) So wie man in der Note vom 14. Flor. gesagt hat, Kassel, die Marsfeste und Gebiete können nicht von Mainz getrennt werden, wovon sie immer als ein ausmachender Theil sind angesehen worden, und welche immer drohen würden, wenn sie nicht in den nämlichen Händen

wären. Da die Existenz von Ehrenbreitstein mit der Existenz von Koblenz unverträglich ist, so erfordert die Sicherheit der Republik die Demolirung von Ehrenbreitstein. Dies sind zwey Punkte, über welche weder Diskussion noch Modifikation statt finden. In Rücksicht Kehls sollten die Unterzeichneten glauben, daß sie von ihren ersten Forderungen in dem ersten Artikel ihrer Note vom 4. Messidor hinlänglich nachgegeben haben. Um alle Schwierigkeit zu heben, wird man noch auf die Schanzen Verzicht thun, welche durch den besagten Artikel ausdrücklich vorbehalten waren.

4) Die Deputation setzt der Forderung, Kommerzial-Brücken zu Hüningen und zwischen den beyden Breisach anzulegen, entgegen, daß dergleichen Anlegung immer Berührungspunkte sind, welche man, so viel möglich, zwischen zween Staaten vermeidet. Man wird hier nicht untersuchen, ob diese Meynung gut oder nicht gut gegründet sey; allein eine anerkannte und sehr wichtige Wahrheit ist es, daß der Ackerbau und die Handlung, diese 2 große Quellen des Reichthums der Nationen, in jedem Lande schleunige, leichte und vielfache Kommunikationen erfordern. Sind nicht die Handlungs-Interessen die kostbarsten

und vielleicht das einzige wahre Element der Vorkehre eines Volkes mit einem Volke? — Noch setzt die Deputation entgegen, daß die Anlegung neuer Brücken über den Rhein für die Handlung um so weniger nothwendig sey, da es nicht daran mangele. Dieser in sich wenig haltbare zweyte Einwurf vernichtet gewissermassen den erstern. Die Existenz dieser Brücken beweist erstlich, daß das Annäherungsmittel nützlich ist ohne Gefahr: zweytens, welche Unbequemlichkeit liegt darinn, noch 2 mehr zu bewilligen, besonders da diese neuen Brücken den Oertlichkeiten so sehr angemessen sind und von den beyderseitigen Uferbewohnern gleich gewünscht werden? Uebrigens könnte man sich einschränken, zu erklären, daß keine Schwierigkeit statt finde, Kommerzial-Brücken anlegen zu lassen.

5) Was die unmittelbare Reichsritterschaft betrift, so bestehen die Unterzeichneten auf dem 3. Artikel ihrer Note vom 4. Messidor; die Gegenvorstellungen, welche die Reichsdeputation in dieser Rücksicht macht, können keine Folge haben, weil sie den Grundsätzen und Gesetzen der französischen Republik entgegen sind.

6) Es wird in der Note vom 14. Flor gesagt, daß, den allgemeinen angenommenen Grund-

sätzen

sätzen gemäß, die Schulden, welche auf der Republik abgetretenen Gegenständen liegen würden, auf die Entschädigungsgegenstände sollten transportirt werden. Diese Disposition, wovon die geistlichen Kurfürsten nicht ausgenommen sind, ist unveränderlich.

7) Die Unterzeichneten erneuern die Foderung der in der vorzitirten Note umständlich beschriebenen Verzichtleistungen, und namentlich, daß man in dem künftigen Traktate die Verzichtleistung aller und jeder Rechte des Reichs auf alle Theile des italienischen Gebietes, welche darauf haften könnten, und welche jetzo den in jenem Lande errichteten Republiken gehören, stipulire. Sie verlangen auch, daß durch eine in den nämlichen Traktat eingerückte besondere Klausel, obgleich in dieser Rücksicht kein Zweifel noch Schwierigkeit erhoben werden kann, man die Abtretung des Frikthals und die Ueberlassung zum Vortheile der französischen Republik, aller Rechte, welche das deutsche Reich auf dieses Gebiet in Anspruch nehmen könnte.

Dieses sind die Vorschläge, welche die bevollmächtigten Minister der französischen Republik der Berathschlagung der Reichsdeputation darbieten; indem sie sich übrigens auf ihre Noten

Bayerische
Staatsbibliothek
München

vom 14. Flor., 4. Mess. und vorhergehenden, in allem beziehen, was der gegenwärtigen nicht entgegen ist und darinn nicht ausdrücklich in Erinnerung würde gebracht seyn; sie stellen sie als Friedensbedingungen dar; sie laden die Reichsdeputation ein, sie in sehr große Erwägung zu ziehen, und durch eine deutliche bestimmte Erklärung über jeden der vorgeschlagenen Artikel, jede Ungewißheit über den fernern Gang der Unterhandlung aufhören zu lassen.

Sie haben die Ehre dem bevollmächtigten Minister Sr. kaiserl. Majestät, Herrn von Metternich, ihrer ausgezeichnetesten Hochachtung zu versichern.

Rastadt am 1. Therm. (19. Jul.) 6. Jahr.

Unterz. Bonnier, Jean Debry, Roberjeot.

Diese Note hat auf die Reichsdeputation eine nicht geringe Sensation gemacht. Inzwischen kann es der politischen Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß die französischen Minister schon in ihren zwey letzten Noten sich nachgiebig gezeigt haben, und mit sich akkordiren ließen. Auch die Verfassung dieser letzten Note ist weicher, und nicht so stark und so peremtorisch, wie die vorigen waren. Nach und nach schleicht man sich in

Bayerische Staatsbibliothek München

den höflichen Gang der Diplomatie ein, und dieß läßt hoffen, daß die mündlichen Unterhandlungen, die bisher vermieden wurden, und nun statt haben werden, die übrigen Schwierigkeiten beseitigen werden.

Merkwürdig ist es ebenfalls, daß die preussischen Vorstellungen, die Zölle am Rheine und die Festung Ehrenbreitstein betreffend, keinen günstigen Eingang gefunden haben; vermuthlich wird die Entschädigung dafür in — säkularisirten Territorien ersetzt werden.

Dies ist deutscher Kaiser Joseph! die jetzige politische Lage deiner Germania, die in deinen Schooß ihre Schmerzen ausgießet, und ungeachtet der Amputationen und politischen Blessuren, sich nennt — deine Germania.

Montesquieu an einen Minister des . . . Hofes.

Dienstag den 6. November 1798.

Kann mich nicht enthalten, dir offenbar zu rügen, daß euere Politik, die ihr beobachtet, für den jetzigen Gefahren ganz unpassend seye. Vorher zielte die Staatskunst auf einseitige Absichten, auf Vergrösserungen, auf Eigennutz, und

auf separates Interesse; nun soll sie auf Erhaltung des Ganzen, auf Abwehrung allgemeiner Gefahren, und auf Gegenwehr gegen das System der zu allen Zeiten unglücklichen repräsentativen Regierung zielen, und du bleibst gleichgültig? du behauptest die Neutralität? — dies heißt ja: wenn viele zum Frühstücke, und noch mehrere zum Mittagsmale glücklich aufgefressen sind, so will ich bis zur Nachtszeit warten, und mich zum Souper aufzehren lassen.

Man hat gelächelt, wenn die Franken sich Anfangs den alten Römern verglichen haben. Jetzt lächelt man nicht mehr; — man seufzet. Die Welt hat von Rom aus in Jahrhunderten keine so geschwinde Veränderung erlitten, wie jetzt von Paris aus in einem engen Zeitraum von vier Jahren. Ein neues politisches System (der Repräsentativ-Regierungen) dem schon Frankreich, Belgien, Holland, das linke Rheinufer, die Schweiz und Italien, — also der dritte Theil des europäischen Menschengeschlechts huldigt; das von Brest aus bis nach Egypten über die Türkey hin bis in Afrika und Asien durch Bajonetten auch den Barbaren zu Erkenntniß kommt, und das überall den bedürftigen Theil des Volks (und dieses ist überall der größte) zum

Partisan hat; — ein solches System präsentirt wohl genug Gefahren, um aus dem Schlafe der Gleichgültigkeit und der Neutralität geweckt zu werden.

Ich habe in meinen Betrachtungen über die Ursachen der Größe, und des Falls der Römer im 6ten Kapitel, der Welt die römische Politik aufgedeckt; ich habe dadurch der Nachkommenschaft eine nützliche Erinnerung hinterlassen, daß sie sich vor den politischen Grundsätzen des alten Roms, wenn sie irgend eine Macht anwenden wollte, verwahren möge.

Aber diese Erinnerung hat bei dir keine Früchte gebracht; die Politik der Römer, um zur Weltherrschaft zu gelangen, dient, wie du glaubst, nicht zur Parallele der Franken; du willst die Aehnlichkeit der Grundsätze bey diesen Völkern nicht sehen; ich greife sie aber mit Händen; — ich will dir nur einige hier bemerken.

Wenn die Römer mehrere Feinde auf dem Halse hatten, so verglichen sie sich mit einem oder dem anderen, der sich dann glücklich schätzte, seinen Untergang auf solche Art etwas weiter hinaus geschoben zu sehen. Die Aetolier verglichen sich mit den Römern, und sie gaben ihnen hernach die thätigste Hülfe gegen Philipp von Mazedo-

nien, der besiegt wurde. Aber bald darauf wurden sie auch selbst erdrückt unter dem politischen Vorwande, daß sie mit Antiochus in Freundschaft stünden.

Da sie ihre Feinde mit schrecklicher Härte, mit Plünderungen, Verwüstungen, und beyspiellosen Ungemache zu bestrafen pflegten, so bildeten sich nur selten Koalitionen gegen sie; denn der am weitesten von der Gefahr entfernt war, wollte sich ihr nicht nähern. Unterdessen wurden diejenigen, die zwischen ihnen und ihm stunden, aufgerieben, und dann war die Gefahr da; niemand konnte ihn retten. Die hinter ihm weit entfernt waren, dachten wie er, und so gieng's fort durch die ganze bekannte Welt; jeder fand in der Neutralität — seinen Untergang. (Waren dies nicht die Schweizer?)

Da es ihre Gewohnheit war, immer im Tone von Gebietern zu sprechen, so wurden die Gesandten, die sie zu anderen Völkern schickten, unfehlbar mißhandelt; was ein sicherer Vorwand zu einem neuen Kriege war. Durch solchen Kunstgriff haben sie an die Dalmatier den Krieg erklärt.

Nachdem sie die Armeen eines Fürsten vernichtet hatten, foderten sie einen ungeheueren

Tribut von ihm, um die Kriegskosten zu zahlen; dieß nöthigte ihn seine Unterthanen zu drücken, und ihre Liebe zu verlieren.

Wenn ein Volk sich dem Gehorsam seines Oberherrn entzogen hatte, so erkannten sie demselben den Titel eines Bundesgenossen des römischen Volks, und machten es dadurch unantastbar; so daß kein König war, der einen Augenblick seiner Unterthanen, oder auch nur seiner Familie versichert seyn konnte. So war der Vortrag mit den Juden. 1. Maccabäer 8.

Wenn sie einigen Städten Freundschaft versprachen, und hernach sie doch unterjochen wollten, so ließen sie zwey Faktionen anhetzen; die eine war für sie, und die andere für die alte Regierung. Sie unterstützten allezeit die erstere. So waren die Städte Griechenlands unterjocht.

Zuweilen erklärten sie die Traktaten durch zweydeutige Worte. Sie zerstörten Karthago, indem sie sagten, sie hätten den Staat (civitatem) zu erhalten versprochen, nicht die Stadt (urbem). — Oefters unterhandelten sie den Frieden mit einem Fürsten unter billigen Bedingungen; aber wenn er sie erfüllt hatte, setzten sie noch solche hinzu, daß er gezwungen war, den Krieg wieder anzufangen, um ihn ganz aufzurei-

ben. So haben sie sich von dem König Jugurtha seine Elephanten, Pferde und Schätze durch einen Friedensschluß geben lassen, und da sie dieß alles hatten, foderten sie von ihm, daß er ihnen auch noch sich selbst ausliefern sollte. — Als Herren der Welt eigneten sie sich alle Schätze derselben zu: so machten sie ein Gesetz, daß die Republik Roms die Schätze des reichen Königs Ptolomäus von Zipern erben solle, und dekretirten diese Erbschaft der noch lebenden Menschen als Eigenthum zur Konfiskation.

Wenn ein Volk sich stark zeigte, so begnügten sie sich dasselbe zu schwächen; man legte ihm Bedingungen auf, die es undermerkt untergruben; erhob es sich wieder, so drückte man es noch mehr nieder, und es ward unterthan, ohne daß man eine bestimmte Epoche seiner Unterwerfung angeben konnte.

So war die Welt ein abwechselnder Schauplatz der schrecklichsten Kriege. Ueberall war Barbarey nur in Rom nicht, und keine Nation hatte Ruhe genug, um sich aus diesem Gewaltszustande herauszuzwingen. Auf solche Art war Rom eigentlich nicht eine Republik, nicht eine Monarchie, sondern der Kopf eines aus allen Völkern des Erdalls gebildeten Riesenkörpers.

Ich könnte die Parallele noch mit mehreren politischen Zügen verlängern, aber ich überlasse sie dir — zum Nachdenken, und zur Anwendung in der jetzigen Lage von Europa.

Bey der jetzt fast allgemeinen Insurrektion der Belgier fällt mir die Politik des Julius Cäsars, der dieses Volk unterjochte, bey. Er lobt ihre Tapferkeit: Belgae omnes fortes, die Belgier sind alle tapfer. Er allirte sich mit den Ubiern, und um die Belgier ganz zu unterwerfen, bediente er sich des schrecklichen Mittels, sie ganz zu ruiniren. Die jetzige Insurrektion wird wohl die nämliche Folge haben. Man weiß aus Mangel der Kommunikation nicht, wie die Sachen in Belgien stehen, aber nach den französischen Amtsberichten selbst von Brüssel den 3ten Nov. ersieht man, daß die Insurrektion allgemein um sich greife. Nach diesen Berichten, und nach den Angaben der Ortschaften, wo die Insurgenten täglich angegriffen werden, merkt man, daß fast ganz Belgien sich gehoben hat. Schon am 20. bis 23. Oktober sind die Insurgenten bey Mecheln geschlagen worden, so wie es der französische General Beguinot selbst erzählt. Bald darauf mußten die französischen Truppen gegen Enghien eilen; von da gegen Gent; die Bewoh-

ner der beyden Nethen haben sich erhoben, und wollten sich mit den Bewohnern der Ufer der Schelde vereinigen, auch dahin mußten französische Truppen abgehen, 300 Rebellen sollen in dieser Gegend geblieben seyn.

Am 26. Oktober brach eine Insurrektion in Diest aus. Die Insurgenten errichteten in dieser Stadt ihr Hauptquartier. Sie wurden angegriffen; die Stadt Löwen ist in Belagerungsstand gesetzt worden. Aber gleich darauf hoben sich die Bewohner der Gegend bey Renaix, Audenarde, Leuze, Duffel und Herenthael, wo sie auch geschlagen seyn sollen.

Zur nämlichen Zeit haben die Insurgenten bey Thysseld vier Stunden von Brüssel Posto gefaßt; sie haben unter den Gefangenen, die sie über die Franzosen machten, einen Menschen von Brüssel erkannt; über ihn Kriegsrecht gehalten, und ihn erschossen, zu Repressaillen, wie die Franzosen ihre Leute, die sie zu Gefangenen machen, fusiliren.

Während daß dies vorgieng, bemächtigten sich die Insurgenten auf der andern Seite des Marktfleckens Leuze, unweit Tournay; sie wehrten sich mit einer ausserordentlichen Hartnäckigkeit darinne; machten einige Chasseurs nebst ei-

nem Offizier zu Gefangenen, und mußten endlich über die Klinge springen. Sie sollen alle niedergemetzelt seyn. Aber am hitzigsten gieng es an den Gränzen von Holland zu; in Thurenhout haben sich die Insurgenten organisirt und haben ein Kommunikations-Comite errichtet. Die französischen Truppen, die im holländischen Sold sind, wurden gegen sie beordert und nach einer sehr blutigen Aktion wurden die Unglücklichen zerstreuet. Man hat viele Gefangene gemacht, und das Städtchen Herenthael wurde fast ganz in Brand gesteckt.

Aber auf einmal kamen eilende Kouriers, und verbreiteten Schrecken unter dem Volke. Es hat sich nämlich eine Insurrektion in der Provinz Luxemburg erhoben. 400 der Verirrten kamen bis Embleves, bis St. Veit und bis Bastogne mit großem Lärmen. Sie streuten einen Ausruf aus, worinn sie im Namen der heil. Dreyfaltigkeit die Innwohner von Ardennen auffordern, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen; die Religion, das Eigenthum, und die alte wohlthätige Regierung des Hauses Oesterreichs zu vertheidigen. Alle Truppen, die in Lüttich und in den angränzenden Gegenden waren, setzten sich in Marsch; bey Embleves fiel ein Gefecht

vor, wo die Insurgenten zerstreut wurden, und sich in die Waldungen retteten.

Freylich werden nach den französischen Berichten die Insurgenten überall geschlagen. Aber da man keine Berichte von den letzteren erhält, so kann man auch die Daten und die Fakta nicht berichtigen. Inzwischen bleibt es wahr, daß fast im ganzen Belgien die Insurrektion in schrecklichsten Flammen brennt, und daß die Halsstarrigkeit dieses Volks — nur mit gänzlichem Ruin gestillt werden kann: ein schreckliches Unglück für beyde Theile.

Joseph II. und Feldmarschall Bender.

Dienstag den 4. Dezember 1798.

Joseph. Und meine Soldaten, lieber Bender?

Bender. Viele der Treuen deiner Zeit wirst du hier im Elisäum angetroffen haben. Der Kampf war hart, und lang. Sie fochten mit dem Muthe, den du ihnen eingeflößt hast. Aber sie waren allein auf dem Kampfplatze; andere Mächte haben die ihrigen zurückgezogen. Es sind noch viele von deiner Zeit in der Armee.

Diese Veteranen erzählen den jüngeren vieles von dir; wie du unter ihnen warst; wie der jetzige Kaiser an deiner Seite stund — —

Joseph. Diese Erinnerung macht mir Freude. Aber ach! ein neuer Krieg! — doch meine Krieger sind tapfer; sie sind die einzige Wonne meiner Gefühle.

Bender. Alles ist zum Kriege bereit. Allein, ich weiß nicht, es ahndet mir so etwas, als wenn der Krieg noch nicht so gewiß wäre, wie man allgemein behauptet. — Auch würde der Krieg jetzt mit besserem Erfolg geführt werden können; erstens weil die Truppen nicht so weit von unserem Vaterlande entfernt sind, und zweytens, weil Oesterreich nicht ganz allein auf dem Kampfplatze wäre: Neapel, die Pforte, Rußland, und vielleicht noch mehrere stehen ebenfalls gegen den Feind darauf. Und es hat sich so viel geändert!

Joseph. Sage mir doch deine Bewegungsgründe, warum du noch an keinen neuen Bruch glaubst.

Bender. Noch an letzten Tagen meines Lebens habe ich gewußt, daß Oesterreich zu der dreyfachen Koalition zwischen Rußland, der Pforte und England nicht beygetreten ist. Wir

haben nur unsere Tyroler Gränze durch die Besetzung von Graubündten, und unsere italienische Gränze durch das Vorrücken unserer Armee gesichert, und die Franzosen blieben ruhig. Uebrigens habe ich noch drey Beweggründe zu diesem Glauben. 1) Der König von England hält bey jeder Parlamentseröffnung eine Rede, wo er die Situation Englands, seine Allianzen und Aussichten in die Politik darzeigt. Die letzten Nachrichten von London den 23. November 1798 enthalten wirklich die Eröffnung des Parlaments. Am 20. desselben Monats erschien wirklich der König in der Kammer der Pairs; hielt eine Rede, woraus erhellet, daß der Krieg noch fortgesetzt werden müsse. Der König sagt unter andern:

„Die Weisheit, und die Größe, welche in diesen Umständen durch den Kaiser von Rußland an Tag gelegt worden sind; die Standhaftigkeit und die Kraft der ottomanischen Pforte haben gezeigt, daß diese Mächte von den Gesinnungen, die der jetzige Zustand von Europa nothwendig macht, durchgedrungen sind, und ihr Beyspiel, vereint mit den Wünschen, die sich in allen Ländern, die unter dem französischen Joch seufzen, äusseren, soll zu einer mächtigen Ermunterung

für andere Mächte dienen, um ebenfalls eine kräftige Richtung dahin zu leiten, mitzuwirken. Dies ist das einzige Mittel, wie es bisher die Erfahrung gelehrt hat, welches mit der allgemeinen Sicherheit, und Ehre bestehen kann."

Wäre das Haus Oesterreich zu der neuen Verbindung beygetreten, so hätte der König nicht ermangelt, es dem Parlamente zu eröffnen. Er spricht nur von Rußland und der Pforte, aber nichts von Oesterreich, da doch der Kaiser seinen Bewegungsgründen, den Krieg fortzusetzen das merklichste Gewicht geben könnte.

Der zweyte Grund meines friedlichen Glaubens zwischen Oesterreich und Frankreich fußt sich auf die in allen französischen Blättern vom 27. Nov. ausgebreitete Nachricht, daß der Bürger Botto, Mitglied des Kassations-Tribunals, und vertrauter Freund des Direktors Barras vor einigen Tagen nach Wien abgeschickt worden ist; er bringt Versöhnungs-Instruktionen dahin, um die letzte Hand an das Friedenswerk von Campo-Formio anzulegen.

Der dritte Grund ist nur in Muthmassungen; er betrift gewisse Bewegungen im Preussischen. Man zeigt sich ein Schreiben von Magdeburg vom 18. Nov. Es sollen nämlich Befehle

von Berlin in Magdeburg angekommen seyn, nach derer Erhaltung der ganze Militairstab sich bey dem Gouverneur versammlet hat; gleich darauf sollen alle Wagenschmiede, Schlosser, Sattler ꝛc. die Weisung erhalten haben, in vier Tagen alle unter Händen habende Militärarbeiten unter Strafe der Exekution zu verfertigen. — Dies ist eine natürliche Folge der Politik: — Sobald sich Oesterreich an Frankreich ohne Krieg, und mit Aussöhnung nahet, muß Preussen eine stärker bewaffnete Stellung nehmen. Den Franzosen ist der Weg nach Hamburg die einzige nützliche politische Bahn, um den Engländern, ihren Hauptfeinden, schaden zu können.

Joseph. Aber, lieber alter Bender! die Russen marschieren doch; sie sind schon am 17. Nov. in der Gegend von Krakau angekommen. Wie kann das Haus Oesterreich russische Truppen aufnehmen, wenn es keinen Krieg zur Absicht hat?

Bender. Klugheit erforderte dies, um den Franzosen zu zeigen, daß man der dreyfachen Koalition zu allen Zeiten beytreten könne; um sie zu bekehren, auf den Traktat von Campo-Formio treuer und aufrichtiger zu halten; um sich in eine Position zu setzen, dasjenige auszudrohen, was

die

die Gerechtigkeit der Uebereinkunft und der Friedensschlüsse gebietet. — Ueberhaupt aber liest man in öffentlichen Blättern, daß der kaiserliche Minister in Rastadt den französischen Bevollmächtigten erklärt habe, daß die russischen Truppen, die ins Oesterreichische marschiren, so lange als Frankreich alle Ursachen zum neuen Krieg beseitigen werde, die Gränzen der österreichischen Länder vorwärts gegen Italien und Deutschland nicht übertreten sollen.

Joseph. Und die Festung Ehrenbreitstein?

Bender. Man sieht noch keine Früchte von den Noten, welche die preussischen Minister in Beziehung auf diese Festung den französischen Bevollmächtigten in Rastadt übergeben haben. Aber es ist ein sonderbares Ereigniß in der dortigen Gegend vorgefallen, wie es ein Schreiben von der Lahn den 1. Dezember von dort meldet. Am 29. Nov. zwischen eilf Uhr und Mittag kam ein Nachen in Lahnstein mit zwey Schiffern und einem Reisenden an. Sie hatten einen Paß nach Koblenz. Der französische Kommandant von Lahnstein ließ den Nachen passiren, und stellte darauf einen Soldaten als Sauvegarde, wie es jetzt gebräuchlich ist. Sobald der Nachen vor

Koblenz kam, packten die Schiffer den Soldaten an; drohten, ihn in die andere Welt zu schicken, wenn er sich mucken würde; richteten das Schiffchen gegen das Thal, und kamen glücklich dahin. — Vermuthlich wird man Depeschen nach der Festung gebracht haben. Am andern Tag schickte der Kommandant der Festung Ehrenbreitstein den französischen Soldaten, der die Sauvegarde ausmachte, dem französischen General mit vielen Komplimenten wieder zurück, welche Sendung wie natürlich zu vermuthen ist, keine angenehme Sensation machte. Gleich darauf ist wieder von französischer Seite der Befehl ergangen, keine Schiffe mehr auf dem Rheine passiren zu lassen. Inzwischen sind die Depeschen auf dem bestimmten Orte angekommen.

Ehrenbreitstein ist noch nicht in so großer Noth, um sich, wie man wähnt, bald zu ergeben.

An Mehl, gesalzenem Fleisch und Wein ist kein Mangel. Die Innwohner des Thals erhalten täglich von der Festung 500 Brodlaibel. Da sie im Sommer viel Gemüs gepflanzt haben, so ist an Erdäpfeln und andern Gemüsen gar kein Mangel. — An Holze muß ebenfalls auch keine Noth seyn, da der Dikasterialbau, die

Kasernen und andere große Häuser noch unangetastet und mit Dächern in ihrer Integrität da stehen. Nur an Fettwaaren soll Mangel seyn. Aber die Kunst der Innwohner ist so subtilisirt, daß sie den ganzen Tag an den Rheinufern stehen, und — fischen. Dieser Zustand hat manchen auf Kocherfindungen geführt, und wirklich soll ein dortiger Bürger aus Langeweile auf den Einfall gerathen seyn, ein neues Kochbuch — für die Belagerungen — herauszugeben.

In allen Gegenden dieser Festung spricht man mit einer Art von Zuversicht, daß bald zwey Bataillons Preussen kommen, und mit französischer Bewilligung die Festung besetzen werden.

Biographie.

Am 20. Nov. früh starb zu Prag Se. Exzellenz der wohlgebohrne Herr Blasius, des heil. röm. Reichs Freyherr von Bender, Großkreuz des militairischen Marientheresienordens, kais. königl. Feldmarschall, Innhaber eines Infanterieregiments, und kommandirender General im Königreiche Böhmen. Er hatte ein Alter von beynahe 85 Jahren erreicht, wovon er 65 Jahre im Militairdienste verlebte, und in allen Chargen, die er durchdiente, und bey jeder Gelegen-

heit, die sich ihm darboth, Beweise seiner Einsichten, seiner Tapferkeit und seines biederen, menschenfreundlichen Charakters ablegte. Ihm folgte der Segen Aller, die ihn kannten, ihn begleiten die Thränen so vieler wackern Krieger zur Ruhestätte, die ihn als ihren Vater verehrten. Für Böhmen wird sein Andenken unsterblich seyn; denn er war Patriot und Menschenfreund. Sanft ruhe seine Asche! Er war in der Reichsstadt Gengenbach in Schwaben den 11. Nov. 1713 gebohren, trat als Kadet 1733 in kaiserl. königl. Kriegsdienste, ward 1734 Fähndrich, und wohnte darauf 1735 den Feldzügen unter Prinz Eugenius bey. Er befand sich im Türkenkriege 1737 bey der Belagerung bey Banialuka, und wurde bey der vor dieser Festung vorgefallenen Schlacht verwundet. Auch wohnte er der kurz vor der Belagerung von Belgrad 1739 zum Nachtheil der Oesterreicher ausgefallenen Schlacht von Krozka und Pancsowa bey. Im schlesischen Kriege 1741 wurde er bey der unglücklichen Schlacht von Molwitz durch den linken Fuß geschossen. Bey der Belagerung von Prag erhielt er einen Bajonetstich im Halse, und in der Schlacht bey Strigau und Trautenau eine Schußwunde durch den Leib. Gegen die Franzosen

befand sich derselbe in den Niederlanden bey Royon und Laffeld. Im 3ten schlesischen Kriege wohnte er den Schlachten bey Prag, am Moisesberg in Sachsen und bey Breslau als Obristlieutenant bey, befand sich bey dem Ueberfalle von Berlin unter Kommando des Generals Grafen von Hadik, und bey der Schlacht von Torgau. Im Jahre 1762 wurde er zum Generalmajor und Kommandanten von Philippsburg, und im Jahre 1775 zum Feldmarschallieutenant und Kommandanten der Festung Ollmütz erhoben. Zu gleicher Zeit erhielt er ein Infanterieregiment. Im Jahre 1785 wurde er vom Kaiser Joseph den 2ten zum Kommandanten der Festung Luxemburg, und zum Generalfeldzeugmeister ernannt, auch in den Freyherrnstand erhoben. Im Ganzen wohnte also dieser tapfere General 20 Feldzügen, und ohne die Schlacht bey St. Hubert, 12 Schlachten und 9 Belagerungen bey, und wurde viermal verwundet. — Beym Ausbruche der Rebellion in den Niederlanden 1790 widersetzte er sich mit aller Macht der durch die Insurgenten der Festung Luxemburg drohenden Gefahr, schlug sie nach einem denselben beygefügten beträchtlichen Verluste in die Flucht, und wurde dieses Wohlverhaltens wegen vom Kaiser

Leopold den 2ten zum Feldmarschall und Großkreuz des Mariatheresienordens ernannt. Das, was der Verewigte während den letzten Franzosenkrieg that, ist noch im frischen Angedenken. Die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Luxemburg, die er nicht eher übergab, bis die Garnison durch die äusserste Hungersnoth dazu gezwungen wurde, und für die er in dieser Lage noch die ehrenvollste Kapitulation zu Stande brachte, vollendete seinen militairischen Ruhm, und er wurde von Sr. Majestät dem Kaiser mit allen Ehrenbezeugungen in Wien aufgenommen, und zur Belohnung seines heldenmüthigen Betragens zum kommandirenden General im Königreiche Böhmen ernannt.

Friedrich III. und Karl Theodor.

Dienstag den 26. Februar 1799.

Friedrich. Der schreckliche Krieg! aber deine Staaten, Karl Theodor! waren so groß, so wichtig, so schön — es waren Gärten Deutschlands.

Karl Theodor. So lang der Friede war, habe ich auf Verbesserung, auf Verschönerung,

auf Beglückung dieser deutschen Gärten, wie du sie nennst, gedacht. Ich habe Künste und Wissenschaften befördert. So viele Gebäude, so nützliche Institutionen, und so wohlthätige Stiftungen sind noch Ueberbleibsel meiner Bemühungen. Aber der schreckliche Krieg.

Friedrich. Darf ich dir wohl, lieber Vetter! einen Vorwurf, den man mir so oft hier erzählt hat, eröffnen?

Karl Theodor. Wie kannst du so zurückhaltend seyn wollen? Ich bin hier in der Wohnung der Seligen; mein Leben habe ich ja ohnehin der Geschichte dort zurückgelassen.

Friedrich. Man hat dich beschuldigt — ich darf's nicht sagen — doch, Vetter! laß uns vertraut zusammen sprechen. Hättest du 60000 Mann guter Truppen unterhalten!

Karl Theodor. Ich versteh dich, Vetter! man wirft mir vor, daß ich nicht genug Truppen nach Verhältniß der Größe meiner Staaten unterhalten habe?

Friedrich. Dies ist es eben; du hättest eine große und wichtige Rolle spielen können.

Karl Theodor. Nicht doch, Vetter! du mußt dich von Leuten, die die politische Existenz der Churfürsten von der Pfalz nicht kennen, —

nicht irre führen lassen. Ich kenne diesen Vorwurf. Aber ich kenne auch seine Unrichtigkeit. Ich will dir meine Situation auf der Oberwelt etwas richtiger erklären. — Ziehe eine Linie von der Gegend von Eger bis nach Tyrol, und von da wieder eine Linie bis gegen Landau; verlängere sie bis an die Gränzen von Holland auf beyden Rheinufern, und dann — suche meine Staaten. Du wirst sie in verschiedenen Gegenden wie ausgesäet finden. In allen Ecken und Enden Deutschlands wirst du den pfälzischen Kurhut erblicken. Die pfalzbaierische Domination ist so ausgestreuet, daß sie fast die größten Staaten von Europa — meistens vom ersten Range zu Nachbaren habe. Frankreich, Oesterreich, Preussen, und Holland stossen an die kurpfälzischen Besitzungen an. Hätte ich eine Armee von 60000 Mann unterhalten, so würde sich jede dieser Mächte bemühet haben, mich in ihre Allianz oder Freundschaft zu ziehen. Was wäre darauf erfolgt? erstens hätte ich alle Staatsresursen zur Erhaltung einer solchen Armee erschöpfen, und das Volk stärker anspannen müssen. Zweytens war ich in der Gefahr, von jener Macht, gegen welche ich mich erklärt hätte, meine Länder, die an sie stossen, verheert und ruinirt zu

sehen. In einem Kriege, den Frankreich mit Oesterreich führen würde, wenn ich mit Frankreich hielt, so wäre Baiern von Oesterreich angegriffen; wenn ich mit Oesterreich hielt, so wäre die Mittelpfalz ruinirt, wie es schon vor Zeiten in beyden Fällen geschehen ist. In einem Kriege zwischen Oesterreich und Preussen ist die nämliche Gefahr. — Ganz anders wär's, wenn alle pfälzischen Staaten auf einer Peripherie in der ganzen Masse beysammen stünden; dann könnte man die Gränze mit Festungen und Truppen sichern; sich durch gute Allianzen mehr politische Unabhängigkeit erringen, und sich vielleicht nach und nach für Eroberungen ausdehnen. Aber die zerstreute und verstickelte Lage unserer Länder gebietet, daß wir bey allen großen politischen Prozessen — neutrale Zuschauer bleiben.

Friedrich. Diese Gründe lassen sich hören. Aber wenn man 60000 Mann hat, da gebietet man auch Schonung; da ist Dringlichkeit, um einen in die Allianz zu ziehen.

Karl Theodor. Da ist auch keine Ruhe, bis man sich für den einen oder für den andern Nachbarn erklärt, und eine Neutralität ist wohl dabey nicht zuläßlich. Man wird durch gebietende Umstände in Krieg verwickelt,

ohne daß man ihn haben wollte. Ist man aber mit keiner beträchtlichen Armee versehen, so ist keine Gefahr für die Mächte, die im Kriege sind, und die Zudringlichkeit hört von sich selbst auf. Ueberhaupt aber müssen sich mindermächtige Staaten nicht durch sich selbst, sondern durch den Zusammenhang der politischen Jalousie größerer Staaten erhalten.

Friedrich. Sonderbare Politik!

Karl Theodor. Es ist vielleicht kein Staat in Europa, der die Politik so künsteln, so feinern muß als die Pfalz. Zerstreuet in allen Ecken von Deutschland muß er auch auf alle Ecken seine Politik zerstreuen. Er muß mit niemanden seiner mächtigen Nachbaren übel, aber auch nicht zu gut stehen. Er muß keine größere Anhängigkeit an einen als an den andern zeigen. Ueberall den Angriffen ausgestellt, muß er überall Freunde suchen. Ein feindseliges System gegen einen oder den anderen würde die Pfalz von dieser oder jener Ecke in große Gefahr setzen. — Dies war der Plan, den ich bey meiner Regierung beobachtet habe; dies war meine Politik.

Friedrich. Ich finde viele Klugheit darinn.

Karl Theodor. Aber jetzt, da wir durch den Frieden einen beträchtlichen Theil unserer Länder verloren; da durch die Abtretung des linken Rheinufers unserem Staate großer Abbruch geschieht, — jetzt muß mein Nachfolger, sich dem Strome der Entschädigungen überlassen, und darauf bedacht seyn, daß der verlorne Theil durch andere mehr konzentrirte, und näher zusammenliegende Ersatze hergestellt werde.

Friedrich. Ich bin befriedigt, Karl Theodor! laß uns zu den Wittelsbachern gehen; sie werden dich mit Freude aufnehmen.

Johann Lichtenbergers Weissagungen von 1488.

Freytag den 25. Oktober 1799.

Es ist eine Resurse der menschlichen Hoffnungen, daß sich die Alten in langen und schrecklichen Kriegen an verschiedene Weissagungen und sogenannte Prophezeihungen gewendet haben, um sich einen Trost in ihren Drangsalen daraus zu holen.

Alle Völker haben mit dergleichen Weissagungen ihre Neugierde befriedigt; alle Nationen

haben darauf gehalten. Die Orakel, und die Sybillen waren große Resursen der Römer und der Griechen. Die aufgeklärtesten Sophisten und Philosophen der damaligen Zeit suchten durch dergleichen Prophezeyhungen in die Zukunft hinein zu schauen. Eine lange Erfahrung kann einen zum Propheten machen; es ist also kein Wunder, daß viele Sachen, die von Erfahrnen vorhergesagt worden sind, vielmal eintreffen.

Die sogenannten Sterngucker und Astrologen, die aus dem Gange der Planeten unseren Ahnen so oft zu prophezeyhen pflegten, waren ebenfalls solche Propheten, die aus Erfahrung, aus Umständen, und aus Muthmassungen solche Weissagungen schöpften, die öfters eingetroffen sind. Was sind die Ausleger der Träume; die Zigeuner, und andere dergleichen Weissager, als Menschen, die die Sehnsucht — die Zukunft zu erfahren, befriedigen? — Jedes Alter, jedes Volk, und selbst die Philosophen haben auf solche Weissagungen gehalten.

Unsere Politik ist heutiges Tags so verwirrt, daß man das Ende dieses Kriegs weder voraussehen, noch kalkuliren kann. Und doch wünschen wir das Ende unseres Elendes, doch suchen wir, es zu errathen. Wir lesen in einem

alten Buche die Weissagungen eines Deutschen, den man Johann Lichtenberger Einsiedler nennt. Es ist viel eingetroffen, was er vorhergesagt hat, und folgender Auszug scheint auf unsere gegenwärtigen Zeiten zu passen; wir wollen ihn hersetzen:

Die Lilie so herrschet im Obertheil, wird wider die Kinder des Löwens beweget werden, in desselben Land kommen, und die Kinder des Löwens umringen, und es wird ein Volk ohne Haupt zur selben Zeit regieren.

Zur selben Zeit wird des Menschen Sohn, der die wilden Thiere in seinem Arm trägt (der König in Engelland) dessen Reich in Monden Lande, und durch die ganze Welt gefürchtet wird, durch hohe Macht mit einem großen Heer übers Wasser kommen, und in des Löwen Land fallen das keine Hülfe hat, weil die Thiere des Landes schon allbereit sein Fell mit ihren Zähnen zerrissen haben.

Zur selben Zeit wird ein Adler kommen von der Morgenseite, und wird seine Flügel über die Sonne ausbreiten, mit einer großen Menge seiner Jungen, des Menschensohn zu helfen. Alsdenn werden die Läger verwüstet werden, und eine große Furcht in der Welt seyn. Zu der

Zeit wird in einem Theil Lande des Löwens ein solcher Krieg seyn unter den Fürsten, viel gräulicher, als es jemals die Menschen gesehen haben, und wird das Blut wie Wasser fließen.

Die Lilie wird die Krone verlieren, und wird hernach des Menschensohn mit gekrönet werden ꝛc.

Die nachfolgende 4 Jahre, werden viel Schlachten geschehen in der Welt, und viel Unglück unter den Gläubigen. Zu der Zeit wird alles übergeben, und der größte Theil der Welt verwüstet werden. Das Haupt der Welt (der Pabst) wird abgeschaffet werden. Alsdenn wird des Menschen Sohn über Wasser ziehen, und das wunderbare Zeichen des † ins gelobte Land tragen. Des Menschen Sohn und der Adler werden die Oberhand haben, und wird in der ganzen Welt Friede und Ueberfluß der Früchte seyn.

Dieser Einsiedler hat auch vieles von Deutschland, und besonders von den Rheingegenden prophezeyhet. Er stützte diese Weissagung auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten; sie waren also schon zu seiner Zeit in der allgemeinen Vertheidigung nicht einig, und der Spruch der Schrift, daß jedes Reich, das in sich uneinig

ist, verwüstet werde, hat ihn zu dieser Prophezeyhung geleitet. So hat der alte Minister Kaunitz bey der ersten Theilung von Pohlen vielleicht aus dem nämlichen Grunde voraussagen können, daß es um Pohlen geschehen seye, weil er wußte, daß die Pohlen niemals, so lang sie ihre Konstitution behalten, einig werden können. So hat der französische Minister Choiseul an einen deutschen Fürsten die Eröffnung gemacht, daß er das linke Rheinufer als ein an Frankreich gehöriges Land betrachte, weil das Projekt Ludwig des 14ten, die französische Domination bis an den Rhein auszudehnen, in den französischen politischen Archiven immer wohl aufbewahrt werde; daß aber dieses Projekt verschoben bleibe, bis Frankreich den Engländern die Domination in West- und Ostindien entreissen würde.

Was sollte man jetzt prophezeyhen? Als Buonaparte die Friedenspräliminarien in Leoben unterzeichnete, konnte man voraussagen, daß noch ein etwaiger Friede bestehen könnte. Die Integrität von Deutschland, und die Entschädigung Oesterreichs mit Venedig für die Niederlande — waren Bedingnisse von der Art, die die Ruhe auf dem festen Lande gesichert hätten,

Frankreich konnte alle seine Kräfte gegen England anwenden. Aber die politische Intoleranz der französischen Machthaber — des Reubels, des Merlin, und des Lareveillere hat alles verdorben; sie wollten die ganze Erde nach ihren Grundsätzen regiert und organisirt haben. Alle übrigen Nationen, die sich nach ihrer Konstitution nicht richteten, wurden wie Sklaven verschrieen, und ihre Regenten, so wohlthätig sie auch waren, wie Tyrannen. Alle Regierungen sollten nach ihren Leisten eingerichtet werden.

Es waren von jeher verschiedene religiöse Opinionen, und verschiedene Regierungen in Europa, die sich recht wohl zusammen vertragen konnten. Die politische Toleranz war allgemein. Der Despotismus der Türkey; die Alleinherrschung der Russen; die gemässigte Monarchie Oesterreichs; die absolute Monarchie Spaniens, die konstitutionelle Monarchie Englands; die Aristokratie der Schweizer; die Konföderation der Holländer; die Theokratie des römischen Staats, und die demokratische Inquisition von Venedig — alle diese so verschiedenen Regierungen haben im guten Einverständniß zusammen gelebt; eine Regierung verdammte und verachtete nicht die andere; und jede war für das Land,

wo

wo sie seit vielen Jahrhunderten festgesetzt war, als die beßte als die anpassendste angesehen.

Aber die neue Philosophie kam, und brachte die schrecklichste Intoleranz mit sich. Sie machte mit der Erklärung der Menschenrechte einen schrecklichen Eingriff in das Glück, und in die Unabhängigkeit so vieler Staaten, und in die Freyheit des menschlichen Geschlechts. Der Haß wird den Königen auf eine rohe Art geschworen; die Unterthanen werden Souveraine erklärt. Wie ist es möglich, mit solchen Grundsätzen den Frieden zu erhalten? wie ist es möglich, daß eine Konstitution, die so vielen Stürmen, so vielen merkwürdigen Mordtagen, so vielen Veränderungen und Ueberwerfungen ausgesetzt ist, in der Mitte von Europa bestehen könne? — Lasset uns gestehen, daß bey diesem Zustande der Friede von keiner langen Dauer seyn könne, wenn er auch vielleicht zu Stande kommt. Dies ist eine traurige Wahrheit, aber sie entspringt aus der Lage der jetzigen Politik, und man müßte blind seyn, um sie nicht zu sehen.

Aber Buonaparte ist in Paris; er hat, wie Sieyes sagt, den Frieden mitgebracht. Sieyes macht hier also einen Propheten. Aber die Hauptquelle des Kriegs ist in England, wird

Buonaparte England zum Frieden zwingen? England, das keinen Feind fast auf allen Meeren zu fürchten hat; England, das sich noch keinen Sieg zur See in diesem ganzen Kriege entreissen ließ; England, das fast alle Seemächte überwunden, und alle Marinen ruinirt hat? Alle Eroberungen auf dem festen Lande sind eitel, wenn Englands Macht nicht erobert wird. Und durch diese so schwere aber auch so wichtige Unternehmung soll Buonaparte den Frieden herstellen? — Ich will hier aufhören, Prophet zu seyn; jeder prophezeyhe sich, was man will. Der große Prophet Pitt lebt noch — wir werden bald erfahren, wer der glücklichere Prophet seye: — Pitt oder Buonaparte!!

Biographie.

Wer der Lichtenberger gewesen, sieht man aus der Vorrede der Weissagungen des Lichtenberg, die ein damaliger Schriftsteller mit folgenden Worten herausgegeben hat: — Obwohl geneigte Leser in Lichtenbergers Weissagungen etliche Dinge enthalten, welche der heiligen Schrift zuwider scheinen, auch unterschiedenes mit der Wahrheit nicht übereinkommet. Jedennoch hat Lutherus, (welcher ihn Anno 1527 mit

einer Vorrede selbst heraus gehen lassen) nicht geläugnet, daß er viel aus prophetischen Geist geschrieben, wie der Ausgang genugsam bezeuget. Wiewohl auch der Autor selbst keine unfehlbare Gewißheit sich und seinen Schriften zueignet; sondern so etwas anders, als er es verkündiget, sich zutragen sollte, so bittet er, daß man solches nicht dem göttlichen Willen, als ob derselbe wandelbar, sondern seinem Fehler zuschreiben sollte. Und weil er seine Muthmassung aus der Astrologie genommen, so hat er des Ptolomäi Meynung bedächtig hinzu gesetzet: Ein weiser Mann herrschet über das Gestirne, welche des Menschen Gemüth zwar neigen aber nicht zwingen können. Daher man auch von ihren Anzeigungen sich hüten, und demselben durch vernünftigen Rath, wo nicht allezeit gar, doch in etwas entgehen kann. Wer der Lichtenberger gewesen, ist zu sehen aus dem Beschluß seines Prognostici, da er sagt: er habe solche geschrieben in der schattigten Gasse, unter der Wagen-Eichen (Carpentuli) da er sich im Walde aufgehalten. Aus welchen Worten und sonsten erscheinet, daß er ein Einsiedler am Rheinstrome gewesen. Diese aufzuschlagen und nachzusuchen haben mir Anlaß gegeben etliche Weissagungen

von dem gegenwärtigen sehr gefährlichen Zustande des heiligen römischen Reichs, welche mir neulich unter dem Namen des Lichtenbergers aus seiner Postill sind zu Handen kommen, welche doch nicht zu finden, auch wohl nicht in rerum natura ist, weil ich nun hierinnen Wahrhaftigere gefunden, habe ich andern solche mittheilen wollen. Denn es bezeugen nicht allein die vorigen Zeiten, sondern auch die gegenwärtigen mit unergründlichen Schaden des gemeinen Wesens, wie wahr seine Prophezeyhungen gewesen. Denn viel Dinges, was er damals geweissaget, wird jetzt erst erfüllet und noch künftig erfüllet werden.

Karl von Montesquieu aus dem Reiche der Todten — an den Bürger Sieyes.

Mittwoch den 1. Januar 1800.

Es ist eine große Unternehmung, den Plan, um 24 Millionen Menschen glücklich zu machen, zu entwerfen, und ihn dem neunzehnten Jahrhundert als ein Anfangs-Monument der Glückseligkeit vorzustellen, und dies in einer Zeit, wo

sogar die Thränen über die schrecklichen Unfälle nimmer fließen konnten. Dies ist dein Werk, Sieyes! du hast dein Vaterland von der im 3ten Jahre (1795) errichteten Tyranney befreyet, und den großen Staat Frankreichs zu den wahren Grundsätzen der Regierungs-Einheit, die durch 14 Jahrhunderte Gallien glücklich machte, zurückgeführt.

Ich habe mein ganzes Leben der Nachforschung der Regierungen gewidmet; das Buch über den Geist der Gesetze, das ich der Nachkommenschaft hinterlassen, ist eine klassische Schrift der Gesetzgeber, und der Staatsmänner geworden. Aber, Sieyes! nach der Erfahrung, die mein Vaterland, leider! seit 10 Jahren erlitten hat, muß ich dir aufrichtig gestehen, daß ich mich erschrecklich geirrt habe. Ich schäme mich nicht, dir dieses Geständniß zu machen; die Kunst, die beßte Regierungsform zu erfinden, und sie unserem französischen Vaterlande einzudrücken, ist das erhabene Werk eines Sieyes. Dies hat mich eben veranlasset, meine Betrachtungen aus unseren elisäischen Gefilden an dich zu richten. Sieyes wird es dem Montesquieu vergeben, daß er sich mit ihm von jenseits des

Grabes über einen so wichtigen Gegenstand unterhalte.

Ich habe auf meinen Reisen vormals wichtige Betrachtungen über die Regierungen gesammelt. Sonderbar ist es, daß ich in allen Regierungen unzufriedene Menschen gefunden obschon sie gut, gerecht, und zum allgemeinen Wohl regiert waren. Es fiel mir allezeit dabey ein, daß die christliche Philosophie nur ein Beyspiel solcher Unzufriedenheit selbst im Himmel vorstellt. Der Sturz des Luzifers und anderer Engel vom Himmel ist ein wahres Bild unserer Schwachheiten. Wenn es im Himmel Unzufriedene über die Weisheitsregierung gegeben, was Wunder, daß auch Menschen, die nur von Menschen regiert werden, unzufrieden sind?

Jeder Mensch fühlt andere Bedürfnisse in sich — nach dem Verhältniß mit seinen Umständen. Der Grund der Unzufriedenheit bey der ärmeren Klasse der Menschen liegt in ihrem Magen; in diesem Vehikul zur arbeitsamen Betriebsamkeit. Wenn eine Kolonie von Menschen ohne Magen aufgerichtet werden könnte, man würde dort keinen Arbeiter sehen. Die Lust zum Essen zwingt auch die Lust zum Arbeiten hervor. Man wird Dichter; man wird Philosoph, — der

Beruf dazu liegt im Magen. Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diejenige Regierung die beßte seye, die alle Magen in dem Staate am beßten befriedigt. Der Magen ist also der erste Gegenstand der physischen Regierung, sie mag diese oder jene Form haben. Je mehr eine Nation Appetit hat, um desto mehr ist auch die physische Regierung beschwerlicher, um diesen Appetit zu befriedigen, weil sonst daraus Unbehaglichkeit, Verdruß, Murren und andere dergleichen hungrige Ungelegenheiten entstehen. Hat eine Regierung diese physische Pflicht wohl geordnet, und erfüllt, so hat sie die Mehrheit der Nation auf ihrer Seite.

Die edlere Klasse der Menschen, derer Reichthum den Magen besorgt hat, fühlt andere Bedürfnisse. Ehrgeiz, Bedeutenheit im Staate, Herrschsucht und andere dergleichen glänzende Vorzüge sind das Steckenpferd der Reichen. Vor Zeiten, wo der Reichthum blos im Besitz des Bodens bestund, waren die Eigenthümer der Landgüter die edlere und fähigere Klasse zu Würden. Aber, da die Handlung Reichthum schuf, ohne deswegen mit Land belehnt zu seyn, kam eine Art von Reichthums-Aristokratie mit der Lehnsaristokratie in Konkurrenz. Diese neue

Oppositions-Parthie hat viel zu der Revolution beygetragen. Eine Horde von Gelehrten schlug sich dazu; die Advokaten brachten ihre Chikane, und die Philosophen ihre Metaphysik in die Regierung.

Du wirst mir erlauben, Sieyes! daß ich weiter auf das, was in der Revolution geschehen ist, meine Betrachtungen ausdehne. Ich denke wohl, daß die Revolution ihre Rolle so schlecht gelernt hat, daß der Soufleur sie ihnen nicht genug einlispeln konnte. Man hat dich beschuldigt, daß du alle Konstitutionen, die bisher in Frankreich entstanden sind, eingeblasen hast. Ich glaube es aber nicht. Denn die Schlösser in der Luft können auf der Erde nicht fest werden, und diese Einsicht traue ich dir zu.

Die Worte Gleichheit, Freyheit und repräsentatives System sind — metaphysische abstrakte Worte, die in der Wirklichkeit keinen Sinn haben, und die nur in dem Luftschloß Eldorado eine angenehme Aussicht darbieten. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, und die stärksten Thiere auf der Erde — sind nicht frey. Der Stärkere durch Macht, oder durch List hat ein fressendes Uebergewicht über den Schwächeren. Aber die List des Schwächeren ist auch

für die größten Thiere ein Uebergewicht. Die afrikanische Ameise bringt den Elephanten in Raserey, und hat die Macht, ihn mit dem feinsten Stachel nach und nach zu tödten. Die Wald-Freyheit (die thierische) wird durch die gesellschaftlichen Gesetze eingeschränkt. Die Revolution hat über 25000 Gesetze in die Waldfreyheit geworfen; wie kann man denken, daß in der Gesellschaft die Freyheit mit 25000 Hemmungen und Verbothen prangen könne? Der Sklav auf der Galeere war vorher freyer, als ein Direktor in der Revolution. Der Sklav hatte feste Gesetze für sich, der Direktor — nur die Revolution.

Die Gleichheit vor Gesetzen ist ebenfalls eine metaphysische Idee; sie kann nicht in Wirklichkeit gebracht werden. Derjenige, der guten Magen hat, verdauet besser; folglich hat er einen gierigern Appetit. Er hat also mehr Bewegungsgrund zu stehlen, als derjenige, der nur schlechten Appetit hat; der nicht so viel verdauet; folglich, der nicht so viel braucht. Der vom hitzigen Temperament schlägt eher zu, als der Phlegmatiker. Man müßte also vor den Gesetzen den Magen und das Temperament eines Angeklagten untersuchen, ehe man über sein Vergehen einen

Gerichtsspruch thut. So müßten auch diejenigen, die eine gute Erziehung bekommen haben, die Kinder der Reichen und der Adelichen, zu größerer Verantwortung gezogen werden, als jene rohen Menschen, die keine Grundsätze von Ehre erhalten haben, und die nur auf das Bedürfniß des Magens im menschlichen Leben eingeschränkt und reduzirt sind. Ach! eine Gleichheit vor dem Gesetze — sage mir, Sieyes! wo ist sie anzutreffen? wo findet man in Erziehung, im Temperament, in Leidenschaften, in Nebenumständen, und — im Magen zwey Menschen gleich und ähnlich?

Das repräsentative System — ein neues Revolutionswort — ist in allen Regierungsformen anzutreffen. Die Aristokratie hat es in den Privilegirten; die Demokratie in den Reichen, und die Monarchie in den Ständen festgesetzt. Ihr habet es in dem konstitutionellen König; in dem Tyrann Robertspierre; in der Konstitution vom 3ten Jahre, und nun in Buonaparte gefunden und gelobt. Es ist eine Universalmedizin für alle Staatenformen; ich muß dir aber aufrichtig gestehen, daß ich auf meinen Reisen weder eine pure Aristokratie, weder eine pure Demokratie in keinem Staate gefunden habe; wohl aber das

repräsentative System der Monarchie, oder eine gut geordnete monarchische Regierung, wo die Stände zwischen dem Volke und zwischen der ausführenden Gewalt in der Mitte stunden, um die letztere von Willkührlichkeit abzuhalten.

Es war wirklich eine lächerliche Albernheit, ein Rom in Paris mit der Eroberung der Welt erbauen zu wollen; die Griechen und die Römer zum nachahmenden Beyspiel aufzustellen, und dies zu einer Zeit, wo man ihre Sprache und ihre Litteratur zu verbannen schien. Es ist unterdessen von allen Geschichtschreibern anerkannt, daß diese Muster der Tapferkeit und der Eroberung in den schönsten Tagen ihrer Republik die unglücklichsten Menschen auf dem Gottes Erdboden waren, und daß ihre Regierungsart, unserer jetzigen Situation, unserem Charakter und unseren Sitten ganz zuwider ist.

Das Wort Republik — ha! welches Wort! man wollte eine Demokratie damit ausdrücken, und so lang die Welt steht, hat keine pure Demokratie existirt. Hans Jakob Rousseau nennt Republik einen Staat, der nach gewissen festgesetzten Gesetzen regiert wird, weil in einem solchen Staate die gemeine Sache oder das gemeine Wohl zum Zweck angenommen ist. Er

sagt, daß jede rechtmässige oder legitime Regierung eine Republik sey. Nach dieser Ausdeutung ist jede rechtmässige Monarchie eine Republik — das heißt, eine Regierung, die das allgemeine Wohl zum Zwecke hat. (Man lese das 2te Buch, 6tes Kapitel im Contrat social).

John Adams von Amerika nennt England eine Republik, obschon der König eine große Macht darinn ausübt, und, wenn er die vorgeschriebenen Formen der englischen Charte interpretiren und betrügen kann, mehr als ein Sultan Gewalt besitzt. — In England, sagt John (T. 1. p. 334. und T. 2. p. 81. in der Vertheidigung der amerikanischen Konstitution) ruht in der Person des Königs die Republik; er repräsentirt das allgemeine Wohl des Staats, so wie jeder Monarch; zwischen ihm und dem Volke steht das Parlement, so wie die Stände zwischen einem wohlgeordneten Monarchen und zwischen dem Volke stehen.

Herr Necker sagt in seiner Abhandlung über die französische Revolution T. 1. p. 138: — Man hätte in Frankreich eine englische, und eine gereinigte englische Regierung oder Monarchie eingeführt, wenn der König, der Adel und der dritte Stand (die Bürgerschaft) die sie alle

wünschten, sie zu einer Epoche, wo es die wahre Zeit war, gegriffen hätten. Aber man hat keine Vereinigung unter den politischen Zänkern hervorbringen können.

Die sogenannte politische Freyheit hat selbst in den Republiken, wo das Volk in Versammlungen sich Gesetze machte, niemals wirklich existirt, weil in einer Regierung, wo Faktionen das Wort führen, weder Bestand, weder Unbeweglichkeit, und weder Beharrung statt haben kann. Dies hat Frankreich durch seine dreyfache Regierungsversuche, leider! nur zu oft erfahren.

Ich muß wirklich gestehen, daß die alte französische Monarchie für das Volk mehr Garantie hatte, als die englische Regierung. In Frankreich stund die Klerisey, der Adel und das Parlament zwischen dem König und dem Volke, da in England nur das Parlament dazwischen steht. Diese Regierung hat, wie die jetzt geschriebenen Blätter von Paris selbst behaupten, das Eigenthum und die Freyheit der Bürger durch 14 Jahrhundert erhalten und geschützt. Die Engländer, die ihre Regierungsart zum klassischen Gouvernement, und zu einem Muster erhoben haben, wollten sich nicht Republikaner nennen; sie hassen das Wort Republik, weil es

ihnen die traurige und fatale Erinnerung von Anno 1640 bis 1660 zurückführt, wo sie ebenfalls unter dem Vorwand, die Monarchie und die Aristokratie zu vertilgen, in die schrecklichste Anarchie verfallen sind.

Man kann auch wirklich jetzt sagen, daß Frankreich von Anno 1789 bis 1799 irre geführt worden sey. Die drey Konstitutionen, die während dieser Zeit der Abgott des Volks nach und nach waren, sind von der jetzigen 4ten Konstitution als die unglücklichsten Epochen des Staats verworfen, und, so zu sagen, politisch verflucht. Sie haben eine Aehnlichkeit mit den unglücklichen Jahren Englands von Anno 1640 bis 1660. Man sprach vom Anfang der Revolution von Regeneration oder Wiedergeburt Frankreichs *). Aber — die Wiedertäufer — wie oft haben sie sich regenerirt? Ein französisches Blatt (Feuille du jour) stellt folgende Frage auf: „Ist es wahr,

*) Der englische Karikaturwitz — hat die Regierungsveränderungen — Frankreichs in eine Mühle verwandelt, die der Geist der Zwietracht anbläst. Der Tod kommandirt, man trägt die Anhänger von verschiedenen Konstitutionen auf die Mühle um sie umzumahlen, sie fallen aus dem Mühlbeutel heraus, und werden von dem Ungeheuer Schimäre aufgefressen. (Man sehe das Titelkupfer).

daß man unter der Regierung eines einzigen (Monarchen) auch frey seyn könne?" Die Antwort ist: — „Daß man diese Frage nicht an eine niedergeschlagene, und durch eine Menge großer und kleiner Tyrannen ausgeplagte Nation thun sölle, weil sie dieselbe in dem Umkreis der gegenwärtigen Drangsalen gleich bejahen würde, wozu sie ein großes Recht erfahren hat." —

Die jetzigen Schriftsteller in Frankreich nehmen sich noch mehr Freyheit heraus; sie erheben auf einer Seite die jetzige 4te Konstitution, und den ersten Konsul Buonaparte; aber auf der andern Seite vergleichen sie ihn mit dem Pisistrates, und behaupten, daß sein Schicksal in dem 1sten Buche der Reise des jungen Anacharsis unter dem Artikel Pisistrates vorgezeichnet seye. Alles dies zeigt, daß die Revolution noch nicht am Ende seye, obschon es der erste Konsul an ganz Frankreich versicherte.

Freylich würde sich Buonaparte eine Zutrauenssicherheit in seiner Stelle erwerben, wenn er Frieden machen könnte. Aber auf einen Separatfrieden ist nicht zu denken, weil die französischen Eroberungen für die englischen Eroberun-

gen zum Ersatz, oder, wie Malmesbury angetragen hat, zur Kompensation dienen sollen.

Die politische Stellung Frankreichs mit den Eroberungen von Belgien und vom linken Rheinufer bietet in Rücksicht anderer Mächte verwickelte Verhältnisse dar. Es ist keine Macht von Europa, die die Unabhängigkeit von Holland nicht wünschen muß, selbst Preussen muß sie vorzüglich am Herzen liegen; — denn man ist heute Freund und morgen Feind in der Politik. Die Unabhängigkeit von Holland kann nur dann gesichert werden, wenn Belgien einer anderen Macht als Frankreich gehört. Dies war vorher eine nach Erfahrung geprüfte Politik der europäischen Mächte, und ihre Realität ist noch heutiges Tags wahr.

Man weiß aus der älteren Geschichte der diplomatischen Verhandlungen, welche Bewegungen England zu allen Zeiten machte, sobald Belgien angegriffen war. Unter Ludwig dem 14ten stund ganz Europa gegen Frankreich, weil er Belgien angegriffen, und in Holland vorgedrungen ist. Es entspringt also der natürliche Schluß daraus, daß man keine Hoffnung zum allgemeinen Frieden gründen könne, wenn Frankreich auf dem Besitz der Niederlande beharrt.

Man

Man sieht auf der andern Seite, daß Oesterreich sich so viel als möglich von der Nachbarschaft Frankreichs zu entfernen suche. Lang genug hat Oesterreich die Brücke zwischen Holland und Frankreich — Belgien — vertheidigt; lang genug hat es sich zur Erhaltung des allgemeinen politischen Interesse's aufgeopfert, und schreckliche und kostspielige Kriege — ohne jemals etwas gewonnen zu haben — geführt. Es ist darauf zu wetten, sagt ein geschätzter Schriftsteller, daß, wenn Oesterreich, ohne Belgien zu retten, Frieden macht, — Preussen zur Rettung desselben in den Krieg gezogen werde. Dies ist die natürliche Folge der Politik, weil Preussen noch mehr Interesse hat, die Unabhängigkeit von Holland zu wünschen, als Oesterreich, damit der französische Koloß nicht an seiner Seite stehe.

Man sieht wirklich aus den jetzigen Kriegszubereitungen, daß jede Macht der Koalisirten für sich allein, und vielleicht jede für ein anderes Interesse auf dem Schauplatz des Kriegs gestellt werde. Man hat zuverläßige Nachrichten, daß die Russen im Januar wieder gegen den Rhein zurück aufbrechen. Die Marschroute ist schon fertig; sie werden einen kleinen Theil des Ansbach-Bayreuthischen Gebiets berühren, und

an den Rhein marschiren. Suwarow kehrt nach Rußland zurück, und man weiß noch nicht, unter welches Kommando die Russen zu stehen kommen. Man will den Prinz von Koburg dazu nennen; dies ist aber nur eine Muthmassung. Allein gewiß ist es, daß die Russen eine eigene Kriegslinie zu ihren Operationen erhalten werden.

So lang die Foderungen Frankreichs in Europa bis gegen Holland hingetrieben werden — so lang ist auch kein Frieden zu hoffen. Jede Macht in Europa muß nur ihre Besitzungen in Verhältniß der Größe, des Einflusses und der Bedeutenheit mit andern Staaten einzuschränken suchen: würde sie die anderen Großen zu ihrem Nachtheile überwiegen wollen; so entsteht eine ewige Opposition daraus; — folglich kein Friede, sondern nur eine Art von Waffenstillstand, der alle drey Jahre gebrochen wird, und der ewige Kriege veranlaßt.

Ich hoffe, Bürger Sieyes! daß man jetzt den Gedanken einer Universaldemokratie aufgegeben; die jetzige Regierung des Pisistrates Buonaparte ist von diesem System abgewichen; sie ist eine wahrhaft eingeschränkte Wahlmonarchie, anders kann ich sie nicht nennen. Das vorige Ministerium von Frankreich unter dem König

zielte alle seine Politik dahin, die allgemeine Freyheit auf allen Meeren der Erde aufzubauen. Die Revolution hat diese Seeidee aufgegeben, und wollte mit dem Worte Freyheit alle Regierungen auf dem festen Lande regeneriren. Man hat erfahren, wie gefährlich die letzte Idee war, und wie vortheilhaft die Seefreyheit gewesen wäre, wenn man sie nach dem alten System fortgesetzt hätte.

Aber noch ist es Zeit, weis und klug zu handeln; noch ist der Weg offen, die Völker Europa's zu beglücken; — wenn die jetzige Regierung, die unter allen bisherigen noch die anpassendeste ist, und mit einer regelmässigen Wahlmonarchie in der engsten Verwandtschaft steht, — sich erhält; wenn die Faktionen unterdrückt werden; wenn das Gouvernement bey anderen Regierungen ein Vertrauen erwirbt; wenn man sich von der Idee großer und schädlicher Eroberungen entfernt, und sich selbst auf die politische Waage mit anderen zum Gleichgewicht setzt. Dies ist das einzige Mittel — Frieden zu stiften, und die Regierung zu konsolidiren. Du wirst mir vergeben, daß ich dir diese Anmerkungen aus dem Reiche der Todten geschickt habe. Warnung

zu rechter Zeit, und diese macht man jenseits des Grabes.

Montesquieu.

Biographie.

Karl Baron de la Brede et de Montesquieu kam Anno 1689 den 18. Januar aus einer adelichen und ansehnlichen Familie in dem Schloß de la Brede nicht weit von Bordeaux auf die Welt. Er wurde Anno 1716 Präsident des Parlaments zu Bordeaux, welches Amt er von seinem Oheim geerbt. Das Parlament hat ihn Anno 1722 nach Paris abgesandt, wo er wegen einer Auflage oder Steuer, die der König von dem Volk gefodert, Vorstellungen gemacht, und seine Wohlredenheit brachte die Regierung dahin, diese Steuer abzuschaffen. Montesquieu schrieb eben in dieser Zeit das so berühmte Buch lettres persannes, Persianische Briefe, welche eine beissende Satyre über die heiligsten Pflichten der Religion enthalten. In einem dieser Briefe sagt Usbeck, daß der Selbstmord eine löbliche Sache seye, und und in einem andern, daß die Pflicht der Bischöfe in dem bestehe, daß sie dispensiren, wenn man das Gesetz nicht beobachten will. Noch in einem anderen wird der Pabst als ein Zauberer geschildert, weil er allen Leuten weismachen

kann, daß drey nur eins ausmachen, und daß das Brod kein Brod seye. Der Kardinal Fleury, der damals Minister war, wurde über diese höchst schädliche Schreibart, nicht wenig aufgebracht, und wollte nicht zulassen, daß man den Montesquieu zum Mitglied der Akademie annehme. Aber der Marschall d'Estrees, der sein Freund war, hat es endlich dahin gebracht, daß er ungeachtet dessen doch ein Akademiker geworden. — Montesquieu überließ sich hernach ganz den Wissenschaften, und fieng das berühmte Buch an, welches unter dem Titel, l'esprit de loix, der Geist der Gesetze bekannt ist. Er hat zu diesem Endzweck eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, durch die Schweiz und Holland unternommen, und blieb 2 Jahre in England. Aus verschiedenen Beobachtungen, die er, wie er sagt, auf seinen Reisen gemacht, entstehen folgende Anmerkungen, daß Deutschland ein Land seye, welches man nur durchreisen muß; Italien, wo gut zu bleiben ist, England, wo man denken kann, und Frankreich, wo man gut lebt. Anno 1734 kam er nach Frankreich zurück, und gab das Buch heraus: Ueber die Ursache der Größe und des Falls der Römer. Endlich wurde das berühmte Buch: der Geist der Gesetze Anno 1748 heraus-

gegeben. Wunderbar ist es, daß Voltaire so spöttisch von Montesquieu spricht: er nennt ihn Harlekin des Grotius, und sogar Herr von Linguet sagt von dem Buche: der Geist der Gesetze ist das Werk eines französischen Stutzers, der alles leichtsinnig gelesen und gesammelt. Nun traue man auf die Gelehrten. Wir wollen hier eine Beobachtung anführen, die uns in diesem Buche zu Gesicht gekommen. Montesquieu sagt, daß die Vielweiberey in Asien und gegen Orient nothwendig ist, weil in diesen Ländern mehr Menschen weiblichen als männlichen Geschlechts geboren werden. Diese Assertion hat der Verfasser mit keiner Probe bestätiget. So ist es auch, wie er vorgiebt, ungegründet, daß die Männer allda früher sterben als die Weiber. Alle Beobachtungen zeigen das Gegentheil, und die Ursache ist leicht anzugeben. In Orient oder in Asien leben die Weiber eingesperrt, folglich sind sie mehreren Krankheiten unterworfen als die Männer, folglich sterben ihrer mehr und früher als die Männer. Eine Wahrheit, die schon Aristoteles beobachtet hatte. Unterdessen aber ist es gewiß, daß dieses Buch ein großes Aufsehen in der ganzen Welt gemacht. In England hat man es sogar mit einer Münze verewiget, aber in Frankreich hat man es verbothen. Montesquieu von Geistlichen und von Gelehrten auf allen

Seiten verfolgt, starb Anno 1755. Vor seinem Tode sagte er folgende merkwürdige Worte zu seinem Beichtvater: Ich habe allezeit die Religion verehrt, die Sittenlehre des Evangeliums, ist das schönste Geschenk, was Gott den Menschen gegeben.

Don Quixotte und Sancho Pancha.

Freytag den 28. November 1800.

Sancho Pancha. Wenn ich nicht die so berühmte Schlacht bey Siera Morena, wo du, edler Ritter so tapfer gegen die Windmühlen gestritten hast, nicht immer in Gedanken hätte, so wollte ich noch heute anderes Sinnes seyn.

Don Quixotte. Warum dieß, treuer Sancho Pancha?

Sancho Pancha. Weil ich gestern in dem neuen deutschen Merkur von Wieland (bedenke nur diesen Namen!) ein Gespräch zwischen einem Herrn S., und einem Herrn P. gelesen. Lieber Ritter! ihr seyd nichts mehr auf der Welt, als ich, Sancho Pancha, der ich doch nur, im Vertrauen zu sagen, nichts mehr als ein Stallknecht, als ein Bauer, und hernach bey deinen Zügen — als ein Stallmeister war.

Don Quixotte. Kerl, wie kommst du mir vor? weißt du nicht, daß ich ein Ritter, ein Hidalgo bin?

Sancho Pancha. Gehorsamer Diener! das war so etwas in alten Zeiten, wo wir Stallknechte noch nichts waren. Jetzt, als ich den neuen Merkur gelesen, ist es mir ganz anders ums Herz. — Du weißt, lieber Ritter! daß die leibliche Stärke bey den Alten der Ritterschaft besonders eigen war. Ich will's so erzählen, wie's drin steht: — Es war einmal ein edler edler Ritter, der wohnte auf einem schönen und grünen Berge in Schwaben; die Zinne seiner Burg ragte hoch über die niedern Wolken und Nebel empor. Er war drey großer Ellen und einer Handbreit hoch, und hatte einen ehernen Helm auf seinem Haupt, und einen schuppichten glänzenden Panzer um seinen Leib, und eherne Beinharnische an seinen Schenkeln; und das alles wog über fünf hundert Seckel Gewicht des Heiligthums. Und der Schaft seiner Lanze war als ein Weberbaum, und seine Knappen und Edelbuben giengen vor ihm her. Und er schlug zehen zu seiner Rechten und zehen zu seiner Linken, und es ward kein Fehl an ihm funden sein Lebenlang.

Don Quixotte. Gut, gut! das war Goliats jüngerer Bruder. Ich habe zu meinen Ritterzeiten nie gehört, daß ein solcher Ritter in der Welt gewesen sey.

Sancho Pancha. Betrachte nur die alten Ritterharnische in unseren Kirchen und Zeug-

häusern. Lese, welche Freude und welches Vertrauen zuweilen die Ankunft eines einzigen Ritters in einem ganzen Heere verbreitet habe. Lese, wie einmal ein starker Ritter, nachdem seine Lanze zerbrochen war, einen Hebebaum ergriffen, und damit eine ganze Schaar gemeiner Feinde zu Boden geschlagen habe. Bedenk, was für kraftvolle Arme und Körper zu jenen alten Vertheidigungs- und Angriffswaffen gehören mußten; bedenk das alles, — und vergleiche!

Don Quixotte. Das waren noch jene Heldenzeiten, wo die Ritter sich von der Jugend an in ritterlichen Uebungen bildeten, da die Knechte nur die Haus- und Landarbeit besorgten; wo sie nichts lernten; als die Lanzen zu schwingen, und mit langen großen Degen die Faust zu stärken; wo sie keine Modewaaren, als hölzerne Bänke zum Sitz, und schwere Panzer zum Kleid kannten; wo die persönliche Stärke und geschickte Wendung den Ausschlag in Gefechten gab, und wo das Pulver noch nicht erfunden war, und keine Kugel von der Entfernung einen treffen konnte.

Sancho Pancha. Gut, also seit der Pulvererfindung ist der alte Vorzug der Stärke von den Rittern ganz abgefallen. Womit sollen sie nun prangen?

Don Quixotte. Man muß mit der Zeit gehen oder fahren, trotten oder galoppiren. Wer vor anderen geehrt seyn will, muß auch vor ande-

ren, dem Genius seines Zeitalters gemäß, glänzen. Es ist schon Glück genug, wenn man mehr Gelegenheit und Hülfsmittel als andere hat, sich diesen Glanz zu erwerben. Die Kenntnisse und Wissenschaften sind jetzt freylich nicht das ausschließende Privilegium eines besondern Standes. Das Buch der Weisheit liegt allen offen; der Baum des Erkenntnisses steht mitten im Garten. Desto besser, denke ich. Erwägt man aber, wie viele und große Vortheile der Adel vor anderen Ständen voraus hat, sich in schönen, nützlichen und militairischen Kenntnissen und Künsten und Wissenschaften vor anderen auszubilden, so muß man gestehen, daß ein Unwissender und ungesitteter Ritter die gröbste Satyre auf seinen Stand und Ehrennamen sey. Bey adelichen Familien ist weit mehr als bey bürgerlichen gesicherte Wohlhabenheit; man hat häufige blos zur Erziehung und Ausbildung adelicher Abkommen errichtete Institute, ausser denen, die sie mit der bürgerlichen Jugend gemein haben; man hat noch andere zum Vortheil des Adels gemachte Einrichtungen, ist also nicht alles zu der Erwartung berechtiget, daß dieser Stand die aufgeklärtesten, gelehrtesten, und einsichtsvollesten Köpfe, lauter denkende und wohldenkende Männer liefern müsse. Wenn ich jetzt auf der Welt wäre, so wollte ich mich in die Zeiten schicken, und alles nöthige wissenschaftliche zum Krieg erlernen.

Sancho Pancha. Wie? Don Quixotte, mein Herr und Ritter wollte gelehrt werden?

Don Quixotte. Gewiß; wäre mein Zeitalter, wo ich lebte, so beschaffen gewesen, wie das jetzige, so hätte Cervantes keinen so lächerlichen Stoff gefunden, meine Geschichte zu schreiben, und der Roman des Don Quixottes mit seinem Sancho Pancha wäre nicht ins Weltlicht zum Gehöhne gebracht worden. Auch dies ist ein merklicher Vortheil für die Ritter; sie werden nimmer Don Quixotte seyn.

Sancho Pancha. Windmühlen von Siera Morena! wo seyd ihr?

Don Quixotte. Alles dieß ist mit dem Genius der Zeit verschwunden.

Sancho Pancha. Also, Ritter! gelehrt seyn, wie die Geistlichkeit zu unseren Zeiten ausschließlich war?

Don Quixotte. Es giebt jetzt andere Kenntnisse, als jene, die unsere Geistlichkeit besaß. Der Adel hat fast in allen Ländern das Eigenthum des Grund und Bodens; er ist dazu bestimmt, im Staate sein und allgemeines Eigenthum zu vertheidigen. Man vertheidigt nur mit Waffen; aber die Waffenkunst ist jetzt eine Wissenschaft, die großen Fleiß, und lange Anhaltsamkeit fordert, um erlernt zu werden. Geschichte, Ingenieurkunst, Geographie, Menschenkenntniß, Tapferkeit sind lange Zweige derselben. Man hat

noch eine andere Wissenschaft, die man mit Recht das Recht des Feineren oder die Politik nennt. Auch die große Wissenschaft ist eine neue Bahn des Adels, oder der Eigenthümer des Grund und Bodens. Sie hat eine weite Ausdehnung, und setzt ausserordentliche Kenntnisse voraus. Ich will nichts von anderen Zweigen der nöthigen Kenntnisse sprechen, die die innerliche Verwaltung eines Staates betreffen, und die voraussetzen, daß jeder, der in solchem Staate einen Vorzug haben will, sein eigenes Vaterland nach allen Verhältnissen kennen muß.

Sancho Pancha. Das ist wirklich ein harter Stand, im jetzigen Alter ein Ritter zu seyn. Das hätt' unser einer nimmermehr erlernt; und — die Politik! ein Muster wünscht' ich wohl davon zu sehen.

Don Quixotte. Du sollst es hören; ich will dir nur die nächste beßte französische Zeitung vorlesen: zum Exempel das Journal des Defenseurs de la Patrie vom 21. November. Du wirst dich wohl erinnern, daß die Engländer ein schwedisches Schiff bey Barcellona weggenommen haben. Der König von Spanien hat an den schwedischen Hof deswegen geschrieben, und diese Sache machte großen politischen Lärmen. Obbemeldtes Journal macht folgende Bemerkungen über die englische Politik bey diesem Vorfall: — „Sobald der englische Gesandte in Stockholm den Vorfall

bey Barcellona erfahren, reiste er ab. Herr Hailes (so ist sein Name) hinterließ seinem Sekretair Herrn Talbot als Geschäftsträger in Schweden. Aber Herr Talbot ist in dieser Eigenschaft von dem schwedischen Minister nicht anerkannt worden. Gleich darauf hat der englische Minister den schwedischen Geschäftsträger in London auch nicht anerkennen wollen."

„Dieser politische Zwist kann nur durch den allgemeinen Gebrauch der Diplomatie erörtert werden. Jeder Gesandte oder Minister bey einem Hofe ist direkte accreditirt bey dem Souverain, zu welchem er geschickt worden ist. Aber jeder Geschäftsträger oder Charge d'Affaires ist accreditirt nur bey dem Minister der auswärtigen Verhältnisse, und nicht immediate bey dem Souverain."

„Jeder Geschäftsträger ist entweder allein von dem Minister eines anderen Hofes geschickt, um gewisse Angelegenheiten zu besorgen, und zeigt er das Creditif nur an den Minister der auswärtigen Verhältnisse; oder der Gesandte, der mit einem Abschied abgeht, präsentirt dem Minister seinen Legations-Sekretair, und stellt ihn in seiner Abwesenheit als Geschäftsträger vor, der die Angelegenheiten in seinem Namen besorgt."

„Nun ist der englische Minister, Herr Hailes von Stockholm abgereist, ohne seinen Sekretair, Herrn von Talbot dem schwedischen Minister als englischen Geschäftsträger zu präsentiren. Er hat

nur durch eine Note diese Anstellung dem Minister in Stockholm notifizirt. Hingegen ist der schwedische Geschäftsträger in London regel- und gebrauchmässig angestellt worden, und Herr von Grenville hat lange Zeit schon vorher mit ihm kommunizirt. Also ist das ganze Unrichtige in dieser Sache auf der Seite des englischen Minister Hailes."

„Die Schweden sehen wohl ein, daß England diese elende Diskussion, die keine Stunde einer Untersuchung verdient, nicht beendigen wolle, weil das Geschäft, über welches man hernach näher und reifer sprechen würde, die Angelegenheit des Schiffes bey Barcellona betrifft. Das englische Kabinet wird diese kleine vorläufige Zänkerey so lange unterhalten als nur möglich ist. Es ist ihm daran gelegen, sein Unrecht bey Barcellona auf die lange Bahn zu verschieben, damit andere Höfe, und besonders Rußland nicht dazwischen trete, und seine laute Sprache antöne, wie es bey dem Zwiste mit Dännemark mit bewaffneter Drohung geschehen ist."

Gespräche

im

Reiche der Todten.

Zweite Abtheilung.

Sosias und Franklin.

Dienstag den 20. Januar 1801.

Sosias. — Auch die Revolutionen entstehen von ungefähr.

Franklin. — Ich kann dich aber versichern, daß die Amerikanische nicht von ungefähr entstanden sey. Ich kann es am besten wissen, denn ich spielte die erste Rolle darin.

Sosias. — Aber du verstehst mein System nicht. Betrachte jeden Menschen; erwäge dein Leben, warst du alle Tage der nämliche? hast du immer die nämlichen Gesinnungen geäussert? warst du heute nicht ein anderer Mensch als gestern? woher dieser immerwährende Widerspruch? woher diese Uneinigkeit mit sich selbst?

Franklin. — Alle diese Veränderungen haben ihre Ursachen. Ich gestehe dir, daß ich öfters meine Denkart geändert habe. Die Verän-

derung der Umstände fordert auch die Veränderung der Gesinnungen. Aber mehr oder weniger geändert waren sie allezeit bey mir zu dem großen Zwecke meines Vaterlandes, zu der Befreyung von englischer Bothmäsigkeit geleitet.

Sosias. — Und woher ist die Beharrlichkeit zu diesem Zwecke in dir entstanden? nicht wahr von einem Ungefähr — von einer Tasse Thee, wovon ihr keine Abgabe entrichten wolltet.

Franklin. — Diese Tasse Thee war schon eine Ursach.

Sosias. — O Eitelkeit der Grundsätze! woher der Thee, woher die Tasse, woher dein Mund, woher du, und woher alles, was man die Welt nennt?

Franklin. — O Sosias! ich sehe wohl, daß du noch die Irrung deiner Grundsätze — auch hier in den Gefielden der Vorsehung fortsetzen willst. Diese Tasse Thee, wovon wir sprechen, muß dich auf denjenigen, der sie gemacht hat, zurückführen, und von der Tasse bis in den Himmel hinauf, wo die Vorsehung alles ordnet, mußt du die Widerlegung deiner Philosophie fühlen.

Sosias. — Ich gesteh es dir, guter Franklin! daß ich auf jener Welt geirrt habe. Aber wenn ich die Menschen, ihre Handlungen, ihre Wider-

sprüche, ihre Unbeständigkeit, und ihre Veränderungen betrachte, so kann ich nicht umhin, zu behaupten, daß sie ohne Ursache, ohne Grundsätze, also von ungefähr und von Zufällen ihre Handlungen einrichten. Diese Veränderlichkeit hat mich auf die Lehre gebracht, die Vorsehung zu läugnen. Denn wie könnten die Menschen so veränderlich seyn, wenn sie von derselben geleitet und geführt wären? wie könnten so viele Uebel und Unglücke entstehen — unter der Richtung eines, der alles versieht, und der für alles sorgt?

Franklin. — Sage mir doch, was wär das Gute wenn kein Uebel, was Glück, wenn kein Unglück, was Tugend wenn kein Laster wäre?

Sosias. — Ich versteh dich schon; und ich hab dir schon gesagt, daß ich den Irrthum eingesehen. Aber wunderbar ist es doch, die Menschen auf der elenden Welt so unbestimmt wandeln zu sehen. Sie scheinen auf den Tag gemacht zu seyn. Heut wird dieser, morgen jener, und übermorgen wieder ein anderer bis in den Himmel erhoben. Mit Tage fällt auch jede Bedeutenheit. Man sollte fast sagen, jeder Tag macht die Menschen anders. Der konstitutionelle Barras war nicht der nämliche Barras in der Republik, und Barras Direktor war nimmer der vorige Barras, und viele der-

gleichen Gesetzgeber mußten sich bey jeder Veränderung betasten, um zu wissen, ob sie noch die nämlichen Menschen sind, die sie gestern waren.

Franklin. — Alle diese und dergleichen Veränderungen sind nur als Irrwege zu betrachten, auf welchen man herumgeht, bis man endlich den rechten Weg findet.

Sosias. — Ist also Europa jetzt auf dem rechten Weg?

Franklin. — Es hat ihn gefunden. Aber wie viel hat dieser Fund gekostet! durch solche schreckliche Umwege führt die Vorsehung zum rechten Wege die verirrten Menschen! der erste Schritt dazu ist der Friede. Schon fühlt man die Wohlthaten des Waffenstillstandes; bald wird sich jeder betasten, und sich fragen: — bin ich noch der Mensch, der ich vorher im Kriege war? bin ich noch unglücklich, und der Willkühr unterworfen?

Sosias — Wie sich doch alles ändert! diejenigen, die die Revolution gemacht haben; die den Zerstörungsgeist ergriffen, um sich zu heben, um sich bedeutend zu machen, und um durch Schrecken und Greuel ihre Existenz zu sichern, eben diejenigen müssen jetzt die Strafe ihrer Vergehungen fühlen.

Franklin. — Die Ruthe der Vorsehung!

S o s i a s. — Sie werden eingezogen; nach der Guyenne transportirt, mit Tode verfolgt. Eben diejenigen Jakobiner, die so viele Menschen in Verzweifelung brachten, — verzweifeln, und ihre Greuelthaten verfolgen sie in ihr Elend.

F r a n k l i n. — Unsere Revolution in Amerika war auch eine Revolution; aber keine Greuelthat hat sie befleckt. Eben darum hat sie Nachahmer gefunden; eben darum war sie schön und anziehend. Aber die Europäer haben mit Wuth, mit Greuel, und mit Verbrechen nach der Nachahmung gegriffen. Du weist, wie sie dieselbe ausgeführt haben. — Deswegen strafte die Vorsehung unsere Revolution nicht; sie geißelt aber jene von Frankreich; sie straft die Verbrechen, die Unmenschlichkeiten, die Gottlosigkeit an denjenigen, die unserem Beyspiel so unglücklich und so schrecklich nachgefolgt haben.

S o s i a s. — Wirklich überzeugt mich das jetzige Zeitalter der Oberwelt von der Vorsehung, die ich vor Zeiten geläugnet hab. Welche Gründe biethen sich jedem Beobachter dar!

An die Kaiserin — Maria Theresia, ins Elysium.

Oberwelt.
Dienstag den 22. Sept. 1801.

Noch erinnern sich die Inwohner der österreichischen Staaten deiner wohlthätigen Regierung mit Entzücken; alte Männer, Krieger und Bürger erzählen ihren Kindern und Enkeln, wie sie die glücklichen Zeiten nach schweren Kriegen unter deinem Zepter erlebt haben, und prophezeihen ihnen das nämliche Glück nach dem so schrecklichen französischen Kriege unter dem jetzigen Kaiser Franz — ihrem Beherrscher, welches du ihnen nach dem Krieg 1740 gabst.

Dieser junge Monarch scheint das Schicksal des Anfangs deiner Regierung ererbt zu haben. Er war, wie du, von Freunden verlassen, von Feinden bedroht; die französischen Heere stunden in Linz, und bedrohten seine Residenz eben so, wie du Anno 1741 und 42 bedroht warst. Ein Prinz, Karl von Lothringen, Bruder des Kaisers Franz des Ersten, hat vieles dazu beygetragen, dich und deine Staaten zu retten, und eben so hat auch der

geliebte Prinz Karl, Bruder des Kaisers, Franz des Zweyten, das bedrohende Unglück durch seine standhafte Klugheit abgewendet, und zum zweytenmale den glorreichen Namen des Retters des Vaterlandes verdient.

Ja, erhabene Theresia! der österreichische von deiner Tugend gebildete, Staat hat sich bey dem Revolutionskriege von zwey Seiten äusserst merkwürdig gezeigt, sowohl durch innere Kraft, als durch die Tugenden seiner Einwohner. Seit dem Jahre 1788, da der Türkenkrieg anfieng, durch 12 Jahre, ununterbrochen, in verheerenden Kriegen, und kostspieligen Kriegs-Rüstungen, größtentheils ausserhalb seiner Gränzen begriffen, und in den letzteren Jahren mannichfaltigen Unfällen, Niederlagen und dem Verluste ganzer Provinzen ausgesetzt, war dieser Staat doch immer vermögend, ein Heer von beynahe 300,000 Streitern, mit allem Erforderlichen gut versehen, im Felde zu erhalten, ohne Ackerbau, Gewerbe und Handlung, und damit den öffentlichen Wohlstand, wie es in Frankreich geschah, gewissermaßen in Stillstand zu setzen, und doch zugleich alle Kosten dieser theuren Kriege zu bestreiten, ohne eine Kriegssteuer auszuschreiben, oder irgend eines der gewaltsamen Finanz-Mittel anzuwenden, wovon die neueren Zei-

ten so häufige und so gehäßige Beyspiele darbieten. Inländische und ausländische, auf den festen Credit des Landes und die bekannte Moralität der Regierung gestützte, Darlehen, die inneren vielfältigen Hülfsquellen, und die von der Liebe der Unterthanen freywillig dargebotenen ungeheuren Summen, haben ganz allein zugereicht, so viele Feldzüge zu führen, wovon jeder einen Aufwand von 80 bis 90 Millionen Gulden forderte. Wenn dann auch der Feldzug noch so ungünstig sich endigte, und die K. K. Armee noch so sehr geschwächt und in üblen Umständen sich befand, so stand sie doch, bey dem Anfange des nächsten Feldzugs, wieder vollzählig, gut gekleidet, mit Artillerie, Magazinen, Kassen rc. hinlänglich versehen, und mit neuem Muthe belebt, vor dem Feinde, und jetzt, da der Krieg zu Ende ist, oder doch zu seyn scheinet, befindet sich, nach einstimmigen Berichten, das österreichische Heer wieder so stark, und so gut organisiret, als ob ein neuer Krieg anzufangen wäre. Ueberall hat dieses Heer durch gute Anführer und beharrlichen Muth; überall durch seine Artillerie, und durch sein Ingenieur-Corps sich ausgezeichnet, und dem durch Siege und Eroberungen, in militärischer Hinsicht, mehr als jemals bedeutend gewordenen Feinde unverhohlne Ehrfurcht eingeflößet.

In einem nicht weniger günstigen Lichte zeigten sich die, dem Herkommen, den Gesetzen und der Sprache nach, so verschiedenen österreichischen Völker, durch ihre einstimmige Treue und Ergebenheit gegen ihren Landesfürsten und ihr Vaterland. Alle Unfälle des Krieges und alle seine Lasten, die drohenden Gefahren, die wirkliche Ankunft der siegenden Franzosen, alle ihre glänzenden Proklamationen haben nicht vermocht, diese getreuen Gesinnungen zu erschüttern. Einige einzelne Unbesonnene ausgenommen, die vor 5 Jahren, in Wien, ohne Mittel und ohne Anhang, an Staatsreformen-Planen kannegießerten, hat nirgenswo auch nur eine Spur Jakobinischer Gesinnungen oder Bewegungen sich geäußert. Mit unermüdeter Bereitwilligkeit gab man ungeheuere Summen, und alles, was dem Regenten die Mittel zur Führung des Krieges erleichterte, und selbst, sobald die Gefahr dringend wurde, Leib und Leben entschlossen dahin. Die braven Tyroler, das österreichische Landvolk, die redlichen, ruhmvoll verewigten Bewohner von Wien und die edlen Ungarn und Böhmen, haben muthvoll die Waffen ergriffen, und sind stromweise ausgerückt, als der Feind in das Herz der Monarchie eingedrungen war, und selbst die Hauptstadt bedrohte.

Diese Vereinigung der Gesinnungen, und dieser von dir ausgesäete Saamen der Liebe und Anhänglichkeit gegen den Monarchen und gegen den Staat hat die schönsten Früchte gebracht, nicht allein auf die österreichischen Staaten, sondern auch auf die allgemeine Erhaltung von Europa. Oesterreich mußte so lang Krieg führen, bis Frankreich durch Zeit und Erfahrung zu besseren Grundsätzen erzogen worden. Wie hätte es um Europa ausgesehen, wenn Oesterreich damals von dem Kriegs-Schauplatze abgetreten wäre, als Frankreich allen Völkern, die einen Aufstand um die Einführung der Freiheit und Gleichheit machen wollten, Hülfe und Beystand versprach? Hätten wir nicht alle unter den Ruinen des Jakobinismus erliegen müssen? In dieser Rücksicht sind alle Völker von Europa den Einwohnern österreichischer Staaten, die so viele Aufopferungen zu der allgemeinen Erhaltung anderer Regierungen, zu der Rettung der Religion und der Moral dargebracht haben, einen Dank schuldig, und wer wird ihn einer so löblichen Führung absagen können? er ist ein Verdienst von Seiten des Auslandes, und beweist den wohlthätigen Einfluß deiner Monarchie.

Nun ist aber der Krieg geendigt; und das innere Wohl des Staats ist die besondere Obsorge

des Kaisers. Das gute Volk verdient Ruhe, und der Himmel leitet den Willen des Monarchen, um es glücklich zu machen, um es, wie du, erhabene Theresia! als eine zahlreiche und gutmüthige Familie zu belohnen. Die durch die ungeheueren Ausgaben zerrütteten Finanzen werden durch Sparsamkeit und gute Oekonomie erhoben; der Kaiser Franz lebt, wie es im Reiche der Lebendigen und der Todten bekannt ist, nicht anders, als ein wohlhabender Bürger; das schönste Fest des Vaters ist, wenn die große Familie zufrieden lebt. Er wacht über die Erhaltung der Ruhe und der Gerechtigkeit, damit seine Kinder glücklich bleiben; er wacht, damit sie ruhen. Sein unerschütterlicher, reiner Willen und der Einfluß des Prinz Karl eröfnen die glücklichen Aussichten der Regierung, und der Erinnerung deiner Beherrschung. Schon hat der Monarch durch eine Erklärung alle Verwaltungen des Staats vor seinen Augen, und vor seinem Herzen vereinigt. Er hat sie vor einigen Tagen an sein Volk auf folgende Art kund gemacht:

„Se. K. K. Majestät haben es für das Beßte „Ihrer Staaten, dem Allerhöchstdieselben die größte „Aufmerksamkeit widmen, nothwendig erachtet, alle „Zweige der Staats-Verwaltung in eine engere „Verbindung zu setzen, und zur Erhaltung dieses

„Zwecks einen Vereinigungspunkt zu bestimmen, „wo alle wichtigen Gegenstände der Monarchie sich „conzentriren, stets vor Augen gehalten, und gründ„lich übersehen werden, dann aus welchem alle „vorhandene oder sich ergebende Mängel auf dem „sichersten und kürzesten Wege abgeholfen werden „können. Zu diesem Ende haben Se. Majestät ein „Staats- und Konferenz-Ministerium errichtet, „bey welchem unter Allerhöchstdero Vorsitze die Ge„schäfte aller Departements als in dem letzten und „obersten Central-Leitpunkt zusammentreffen, über„sehen, und dirigirt werden. Dieses Staats- und „Konferenz-Ministerium zerfällt in drey Departe„ments, oder Geschäfts-Zweige, nämlich in jenes „der auswärtigen Geschäfte, der innern Staats„Verwaltung, dann des Kriegs- und Marine-We„sens, von welchen jedes einen besondern Staats„und Konferenz-Minister erhält. Zum Staats„und Konferenz-Minister für die auswärtigen An„gelegenheiten haben Se. Maj. den jeweiligen Vor„steher der geheimen Hof- und Staats-Canzley, „für die innere Staats-Verwaltung den ersten „Staats-Minister, Grafen von Kollowrath, und „für das Kriegs- und Marine-Wesen des Erzher„zogs Karl Königl. Hoheit ernannt. Zu diesem „Departement haben Se. Majestät als geheimen

„Referendaire den Kaiserl. Reichs- und Präsidial-„Hofrath von Fasbender bestimmt, welcher von „Allerhöchstdenselben zugleich zum wirklichen Staats-„und Konferenzrath ernannt worden. Für das De-„partement der innern Angelegenheiten werden als „Staats- und Konferenzräthe die bisherigen Staats-„räthe von Izdenczy und von Grohmann, dann „der Hofrath und bisherige Staatsraths-Canzley-„Direktor von Fechtig befördert. Dagegen ist der „bisher blos für die inländischen Geschäfte bestan-„dene Staatsrath von Sr. Majestät ganz aufge-„löst worden."

Diese neue Geschäfts-Einrichtung muß jedem ein grosses Vertrauen einflößen. Der Monarch an der Spitze der Geschäfte, an der Seite des zweymaligen Retters des Vaterlandes, und in der Mitte der arbeitsamen und einsichtsvollen Männer — kann in diesem Brennpunkte des Vaterlandes alles mit einem Blick übersehen, und beurtheilen. Die äusseren und inneren Verhältnisse, vorzüglich in Rücksicht der Finanzen — erscheinen im hellen Licht, und müssen am Zutrauen in- und auswärts gewinnen. Selbst französische Schriftsteller können ihr Staunen nicht bergen, da sie sehen, daß Oesterreich nach zwey der hartnäckigsten Kriegen — mit der Pforte und mit Frankreich — sich nach einigen

Friedens-Monaten so erholt hat, daß die Staatspapiere nur höchstens 4 Prozent verlieren. Aber sie bedenken das dem Haus Oesterreich zugeeignete Sprüchwort nicht: — Ehrlich dauert am längsten.

Dieser auf Ruhe und Liebe abzweckende Zustand wäre freylich noch glücklicher, wenn der allgemeine Friede hergestellt wäre. Aber ungeachtet der Lebhaftigkeit der neu eingetretenen Unterhandlungen zwischen Frankreich und England, sind auch doch die Landungszubereitungen eben auch mit der nämlichen Thätigkeit betrieben. Die ansehnlichsten Beobachter der politischen Begebenheiten bestehen noch immer darauf, daß es zwischen diesen Mächten zu keinem Frieden kommen werde.

Wilhelm Tell an einen alten Schweizer.

Freytag den 8. Januar 1802.

Schon lang lese ich in den Gefielden der Ruhe euere Mühseligkeiten, und Arnold Melchthal von Unterwalden hat noch gestern bey mir bitterlich geweint, daß unser Vaterland so lang leidet. Werner Stauffacher von Schwitz wollte schon so oft

oft mit Gewalt auf die Oberwelt, um euch auszugleichen, und Walter Fürst von Ury ist so betäubt, daß er nicht ein Wort sprechen kann.

Als wir die Freyheit der Schweiz gestiftet haben, war Einigkeit und Eintracht unser Schild. Wir ließen jede Portion des Landes, jeden Kanton bey seinen Gebräuchen, weil in der Schweiz jeder Kanton andere Territorial-Vortheile, andere Bedürfnisse, und andere Lokalverhältnisse hat. Wir waren weit entfernt, alle freye Schweizer auf eine und die nämliche Form zu giessen. Wir haben jedem Theile des Landes die Freyheit gelassen, sich nach der Gewohnheit und nach dem hergebrachten Gebrauche Gesetze zu machen. Die Bundsgenossen, die sich mit uns vereinigt haben, waren in ihrer innerlichen Verfassung von uns keineswegs gehindert; sie richteten sie ein, wie es ihnen beliebte, und eben deswegen herrschte überall Einigkeit und Eintracht; niemanden sind neue Gesetze aufgebürdet worden. — Ein kleiner Haufen läßt sich leichter unter gewisse Verordnungen führen, als ein ganzes Land. Nach dieser Politik haben wir die Freyheit gegründet, und haben uns dabey auch gut befunden.

In Rücksicht der äusseren Verhältnisse haben wir alle Eroberungs-Sucht von unserem freyen

Lande verbannt; wir haben andere Mächte Krieg führen lassen, wie sie wollten; eine strenge Neutralität bey allen politischen Welthändeln war unser Loos. Mit unseren Gebräuchen zufrieden, haben wir andere Nationen nicht beneidet. Und wir waren unüberwindlich, weil wir einig waren.

Ja, weil wir einig waren. Erwäge diese Worte, alter Schweizer! waren unsere Nachkömmlinge nicht seit Anno 1332 bis 1799 glücklich? Was die Einigkeit durch so viele Jahrhunderte gut gemacht hat, das verdarb die Uneinigkeit in einigen Monaten. Unser Vaterland ist nun zerrüttet; unsere alte glückliche Constitution niedergerissen; der Geist der Zwietracht hascht nach einer neuen Verfassung, und säet Unzufriedenheiten und Mißvergnügen aus. — Man will die Einheit der Regierung jetzt einführen; läßt sich dieß auch nützlich thun? war man nicht glücklich unter der Konföderation?

Die Einheit der Regierung ist freylich in einem Lande nöthig, das sich in militairischen Stand setzt; das Eroberungen im Schild führt; das sich in alle Welthändel der großen Mächte mengt, und das durch Thaten und Macht auf der Kriegsbahn figuriren will. Die Lage der Schweiz, ihre steilen Gebirge, und ihre mit ewigem Schnee bedeckten Felsen sind nicht dazu geeignet, große Armeen

zu unterhalten. Nur die Industrie und das frugale Pastoralleben hat die Schweiz vor Hunger geschützt. Das Geld, was von der Industrie erworben wurde, gieng wieder für das tägliche Brod hinaus. Einen militairischen Staat aus unserem Vaterlande zu bilden, wäre weder rathsam noch nützlich. Die griechische föderative Regierung paßte am besten zu unserer Lage. Jeder Strich Landes oder jeder Kanton hat fast andere Bedürfnisse, und das erste Bedürfniß des Brods ist beynahe allgemein. Wie soll man also große Armeen halten, um unter den militairischen Mächten zu figuriren? wer wird für die stehenden Soldaten Brod herschaffen? Die an das flache Land gränzenden Einwohner fühlen diese Wahrheit nicht so stark, wie die Kantone, die in die Gebirge versenkt sind. Deswegen haben sie sich auch empörender an die Revolution, als sie ausbrach, angeschlossen. Gott vergebe ihnen diese Sünde; sie haben unser gutes Vaterland auf viele Jahre zerrüttet. Die Schweizer überhaupt können die ihnen von der Revolution geschlagenen Wunden nicht so bald vergessen, als die Deutschen. Der Edle und der gemeine Mann unter ihnen hängt noch zu sehr an den Kantonalverhältnissen. Jeder hatte sein Interesse daran, und jeder sucht es wieder darin zu finden. Wenn

das Einheits-System durchgesetzt wird, so wird die Schweiz bey jedem Kriege mit in den politischen Zank gezogen; sie wird ihre Gränzen dem einen Kämpfer öffnen, sich an ihn anschliessen müssen, und wenn er fällt, so hat sie den Einfall des Siegers zu befürchten. Die goldenen Zeiten der ewigen Neutralität sind verflogen, nun sollen jene des Eisens und der blutigen Triumphe nachfolgen. Die Situation wird verändert: was Piemont zwischen Frankreich und Oesterreich, oder was Sachsen zwischen Oesterreich und Preußen immer im Kriege war, das wird jetzt die Schweiz werden. Eine Mittelmacht, die von allen Seiten angefallen wird — vom Freunde und Feinde, sobald die Politik größerer Mächte in Uneinigkeit geräth. — Dies ist, lieber alter Schweizer! die Zukunft, die sich unser Vaterland durch das Einheits-System erwirbt. — Vergleiche sie mit dem vorigen, und urtheile. —

Herzog von Bedford an Herrn Fox.

Dienstag den 23. März 1802.

Gott verzeih mir's, lieber Fox! die jetzige Opposition in unserem Vaterlande ist mir widerwärtig. Das ist nun einmal eine Sünde, die ich mit ins Elysium gebracht habe. Und kein Wunder, daß mich die kriegsliebenden Kauze mit ihrem Kriegs- und Waffengeschrey so oft geärgert haben. Du bist mein Verwandter, mein Freund, und ein Bundesgenossener der Opposition, in diesem Freundschafts-Schooß will ich mein Herz ausschütten.

Sage mir ums Himmelswillen, wie geht es zu in unserem Parlamente! es herrscht jetzt eine doppelte Opposition darin. Unsere alte Opposition, die sich von dem Spitznamen des Wigts datirt, und wo wir beyde eine so große Figur gespielt haben, zieht nun keine Aufmerksamkeit mehr an sich, sie stehet unthätig auf dem Schlachtfelde der Debatten. An ihre Stelle ist eine neue Opposition getreten; sie hat sich aus dem vorigen und jetzt abgesetzten Ministern gebildet; das Vaterland hat sie abgedankt, weil sie einen nachtheiligen und unruhigen Krieg fortsetzen wollten; aber nun kommen

die nämlichen kriegliebenden Menschen im Parlamente vor; bilden sich in eine Faktion, und um ihre unruhigen Kriegsgrundsätze durchzufechten, hoben sie sich zu einer neuen Opposition — nämlich sie widersetzen sich dem Frieden, und schreyen den Krieg aus.

Wo bist du Fox? Wo sind Sheridan, Adair, Stanhope und andere Wigts? Ach! die Windham, die Greenville, die Elliot, und die Lawrence haben euch von dem Oppositions-Schauplatze abgestossen, und wollen ihre Minister-Stellen im Parlamente fortführen, weil sie in der Diplomatie keine Minister mehr machen dürfen.

Diese zwey Oppositionen — eine noch nie erhörte Aufstellung in Grosbrittannien — haben ganz entgegengesetzte Grundsätze unter sich. Die alte Wigts-Opposition hat sich dem amerikanischen und auch dem jetzigen Kriege gegen Frankreich immer standhaft widersetzt. Die jetzige Opposition hat das ministerielle System des unvorsichtigen Lord North angenommen, und will den Krieg verewigen; will von keinem Frieden etwas wissen. Die alte Opposition hat die Erfahrung für sich; sie hat allezeit das Unglück des Krieges prophezeihet, und das Unglück ist sowohl im amerikanischen Kriege, wie im gegenwärtigen wirklich gekommen. Die jetzige

neue Opposition verwirft alle Erfahrung; prahlt mit der National-Ehre, und nennt sie den einzigen Schatz und die einzige Stütze der Glückseligkeit des brittischen Volks. Und worin besteht diese National-Ehre? Nach ihrer Meinung im Kriegführen.

Es entspringt nun ein sonderbares und in der englischen Geschichte noch unbekanntes Resultat daraus. Die Minister Hawkesbury und Addington, die durch ihre Mässigung und große Talente die Friedens-Präliminarien gemacht haben, werden als Feinde der allgemeinen Wohlfahrt durch die neue Opposition erklärt, und die Wigts-Opposition, dieses alte Bollwerk gegen die ministerielle Parthie, muß sich jetzt mit den Ministern verewigen, um die neue Opposition, die nichts als den Krieg haucht, zu stürzen. So werden jetzt die Wigts — die Torys spielen müssen, das heißt: die alte Opposition, die immer gegen die Minister in Waffen stund, wird sich jetzt mit der ministeriellen Parthie alliiren, und dem Hofe — Hof machen müssen. Ich muß dir, lieber Fox! gestehen, daß unter allen merkwürdigen Ereignissen, die dieser Krieg zum Staunen der ganzen Welt hervorgebracht hat, diese Allianz zwischen der Opposition und den Ministern die auffallendeste Begebenheit in der brittischen Regierungsforme und in den Jahrbüchern

unseres Landes — seit Cromwell bis auf den heutigen Tag darstelle. — Die Wigts mit dem Hofe, die Opposition mit den Ministern — welche Allianz! welche Freundschaft, welche Koalition! — Wie hätte man darüber noch vor einem Jahre gelacht! wer hätte dies vermuthet? — und es ist doch so. Du kannst dir leicht vorstellen, wie es mich schmerze, daß ich von diesem so kontrastirten Schauplatze der Welt abgehen mußte. O wäre ich noch da — welche Waffen gegen den Pitt — und gegen die vorigen Minister!

Aber bey diesen politischen Karrikaturen ragt der Sieg unserer alten Opposition sichtbarlich hervor; unsere guten Einsichten und Prophezeihungen sind richtig erfüllt worden, und dies veranlaßte den nothwendigen Gang, daß Pitt, Greenville und andere Minister abtreten mußten. Wir werden, ich zweifle nicht daran, auch im Parlamente über sie siegen.

Aber so wie die Oppositionen in der Regierung sich jetzt vervielfältigt haben, so sind auch die Zeitungen und Journale zur Verbreitung dieser oder jener Gesinnungen — nach Verhältniß der Oppositionen gemodelt worden. Weil die vorige ministerielle Faktion sich zu einer Opposition gegen den Frieden aufgestellt hat, so sind auch jetzt die

Zeitungen in England auf den Krieg gestimmt. Sie verbreiten Krieg und Waffen in ihren Blättern; sie lassen schon Flotten auslaufen, um die Verheerungen durchzusetzen. Inzwischen, wenn man alle diese Sagen mit ruhigem Blicke durchgeht, so sieht man hell und klar, was es ist.

Es ist ein Zeitungskrieg!

Pius VI. und Kaiser Joseph II.

Dienstag den 11. May 1802.

Pius. — Und lang war mein Wunsch, denjenigen hier zu sehen, der mich in Wien empfangen hat, und dem ich die Aufrechthaltung der Hierarchie vertrauen wollte.

Joseph. — Ehrwürdiger Greis! ach! du warst unglücklich.

Pius. — Nenne es nicht Unglück, Joseph! ich war vom Himmel ausersehen, ein Beispiel der christlichen Geduld der verdorbenen Welt zu geben. Die letzten Tage meines Lebens haben das Glück

des Christenthums sichtbar gemacht. Selbst diejenigen, die mich verfolgten, mußten ein Opfer der Erkenntniß der Tugend darbringen. Meine Leiden waren Triumphe der Religion.

Joseph. — Auch die letzten Tage meines Lebens waren traurig. Ach warum hatte ich damals, als du mich besuchtest, die Erfahrung nicht, die ich hernach auf Unkosten meiner Ruhe gesammelt habe! Die Religion war endlich die letzte Hülfe — —

Pius. — O Joseph! der Mensch müßte eben so schlechter Philosoph als schlechter Christ seyn, der die Majestät der Vernunft nicht anerkennen wollte, mit welcher die Religion jede Macht umgiebt. Die christliche Lehre begünstigt nicht den Mißbrauch der Obergewalt. Sie setzt zwischen dem Mächtigen und dem Schwachen gewisse Gränzen, die von keinem Theil überschritten werden dürfen, ohne die allgemeine Ordnung zu stören. Ihre Stärke ist in der hellesten Vernunft; ihre Freiheit im reinen Gewissen. Wenn man weiter geht, so fängt gleich das Reich der Gewalt und der Zerstörung an.

Joseph. — Zu meiner Zeit war es nicht so; es waren Jahre der Zubereitungen zu großen

Zerstörungen; es war die Gährung — der herbeyeilenden Revolution.

Pius. — So mußte der Himmel durch die schrecklichsten Erfahrungen die Welt zu seiner Erkenntniß zurückführen. Fast 10 Jahre mußte das wohlthätige Licht desselben durch die Verwirrung und Finsterniß verdunkelt werden. Aber der Tag der Erkenntniß ist gekommen; die Wahl zwischen der Philosophie des Christenthums, und jener der Weltweisen ist entschieden. Nur die Religion allein behält das Recht, von Freyheit und Gleichheit zu reden — sie allein bezeichnet die Stirne sowohl eines Kaisers, als auch eines Bettlers mit der nämlichen Asche, und sagt zu beyden gleich: — Mensch! gedenke daß du Asche bist, und daß du wieder zu Asche wirst. Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.

Joseph. — Ich habe es erfahren, nur religiöse Verhältnisse können das menschliche Elend, das jeder mit sich auf die Welt bringt, erleichtern und trösten.

Pius. — Und wer hat diese Verhältnisse vor dem Christenthum der Welt bekannt gemacht? Wer hat den Himmel geöffnet, um unseren Hoffnungen auch jenseits dieses Lebens einen Eingang zu bahnen? Wer hat der Tugend eine dauerhafte

Belohnung, und dem Verbrechen eine Bestrafung — wenn sie auch auf der Welt verborgen bleiben, bestimmt? — Gewiß niemand, weder Sokrates noch Seneca, und viel weniger Voltaire und Rousseau, und andere dergleichen Erfinder eines neuen Glücks, das sie an die Stelle der Religion setzen wollten.

Joseph. — Ich bin der Meinung, daß man solche Wahrheiten nur in späteren Jahren und nach großen Unglücksfällen einsieht.

Pius. — Um Vergebung, erhabener Kaiser! du hast sie, wie ich zu Wien bey dir war, schon eingesehen. Aber deine Rathgeber, die um dich waren — —

Joseph. — Meine Angriffe giengen nur gegen die Hierarchie oder gegen die eingeführte und veraltete Ordnung — nicht aber gegen die Religion.

Pius. — Die Hierarchie und ihre Rechte sind auf Traktaten gegründet, wie die Rechte der verschiedenen Dynastien.

Joseph. — Aber es geschiehet jetzt, was ich geschehen haben wollte.

Pius. — Der Krieg, und der neue daraus entstandene Zustand haben die vorigen Traktaten verändert. Der Krieg ist eine Gewalt, die in der Willkühr des Stärkeren wüthet. Alle Traktaten

sind aufgehoben, und neue errichtet; dies war aber, erhabener Joseph! zu deinen Zeiten nicht.

Joseph. — Die Entschädigungen, Säkularisationen und Versetzungen — —

Pius. — Sind Folgen des unglücklichen Kriegs. Inzwischen wirst du wohl erfahren haben, was der Staat bey den Aufhebungen der Klöster gewonnen.

Joseph. — Nicht viel, das muß ich gestehen. Die Verwaltung dieser Güter und Ländereyen, die Beamten und Dienstler, die dabey angewendet werden mußten, haben so viel gekostet, daß kein großer Nutzen herauskommen konnte. Dies ist natürlich. Die Geistlichen lebten in der Gemeinschaft; verwalteten ihre Güter selbst; also kostete sie die Administration nichts. Dies ist schon ein großer Vortheil bey dem Besitze. Alles dies habe ich erst später erfahren.

Pius. — Es hat sich, schon vor der Revolution ein feindlicher Kloster Geist der Weltmeynungen bemächtiget. Viele Fürsten haben Klöster aufgehoben, und haben endlich gefunden, daß die Güter zerstreuet wie ein Staub verflogen sind. Was blieb übrig? — nichts, als die Bürde der Verwaltung. Wo sind die so vielen und reichen Klöster von Frankreich? — alles ist verschwunden.

Und was hat der Staat? — nichts; er hat die letzte Resurse ausgerottet. Einem jeden Staate muß es gleichgültig seyn, wer immer die Erde kultivirt; nur muß jeder ohne Ausnahme die Abgaben tragen.

Joseph. — Dies war allezeit die Regel in meinem Staate; schon unter meiner Mutter Theresiens Zeiten mußten die geistlichen Güter, wie die anderen — zahlen.

Pius. — Mir hat unlängst ein erhabener Schatten hier erzählt, daß Friedrich der Einzige niemals Klöster aufgehoben. Er hat nur auf ihre Güter eine nützliche Abgabe gelegt; sie mußten nämlich 50 Prozent von ihren Einkünften an den Staat abgeben. Dadurch hat er diese Güter für den Staat einträglicher gemacht, als wenn sie in die Hände der Layen geliefert worden wären, und hat noch dabey die Verwaltung und Administration derselben erspart.

Joseph. — Dies ist alles gut. Aber die philosophischen Staatsmänner schreyen, daß solche Geistlichen unnütze Glieder des Staats wären.

Pius. — Sind die anderen Besitzer, die einen großen Hofstaat führen; ihre Schlösser mit Bedienten, Kutschern, Köchen und Hausoffizianten füllen, nützlicher? Der Staat kann ja eben diese

Geistlichen auch in anderen Rücksichten sich selbst nützlich machen; er soll ihnen die Erziehung der Jugend, die jetzt so verfallen ist, vertrauen. Der Unterricht wird auf diese Art ohne Geld mitgetheilt, und die Geistlichen sind doppelt der Gesellschaft nützlich; erstens, weil sie die Abgaben, wie andere Bürger bezahlen, und zweitens, weil sie noch dabey eine der schönsten Pflichten — nämlich die Erziehung unentgeldlich über sich nehmen.

Joseph. — Die Philosophen haben die geistliche Erziehung — besonders jene der Jesuiten verdächtig gemacht.

Pius. — Der Erfolg der Ereignisse nach der Aufhebung der Jesuitischen Erziehung hat hinlänglich gezeigt, was von der philosophischen Edukation zu erwarten ist. — Die jetzige Geschichte kann entscheidend darüber sprechen.

Joseph. — Nicht doch — ich will deswegen die Erziehung nicht verwerfen; aber die Lehrer, diese haben ihre Eigennutz-Grundsätze in jene des Himmels immer eingeflochten.

Pius. — Ist es nicht Vortheil, Joseph? ist es nicht eine ungerechte Aufbürdung? der geistliche Lehrer hat eine doppelte Pflicht, sittlich zu seyn. Man muß mir nicht hier die Mißbräuche, die sich in alle menschlichen Institutionen einschlei-

chen, anführen. Wo ist eine Vollkommenheit in den menschlichen Gebrechlichkeiten?

Joseph. — Die geistlichen Lehrer sind — —

Pius. — Die geistlichen Lehrer sind deswegen vorzuziehen, weil sie dem Staat, der ihre geistlichen Stiftungen behält, weniger kosten; weil sie mehr Anstrengungsgründe haben, sittlich zu seyn. Ueberhaupt ist es bekannt, daß die Geistlichkeit durch mehrere Jahrhunderte die Jugend-Erziehung in ihren Händen hielt. Der Staat muß sie leiten; muß sie zu diesem Zwecke selbst erziehen lassen; muß gute Vorschriften und Anstalten dazu geben, und darauf wachen.

Joseph. — Nach den Säkularisationen, die jetzt gemacht werden, wird wohl kein Institut mehr von dieser Art übrig bleiben. Also — wozu diese Reflexionen?

Pius. — Ich will nur bey den Indemnisationen meinen wohlmeinenden Plan hinwerfen. Man nehme ihn auf, oder man lasse ihn liegen:

„Diejenigen Stände, die geistliche Klöster oder „Stiftungen zur Entschädigung erhalten, wer„den besser daran thun, wenn sie sie nicht auf„heben. Denn 1) Sie können von ihnen die „nämlichen Abgaben ziehen, wie von anderen „Bürgern. 2) Sie können die Geistlichkeit nütz-

„lich

„lich verwenden, sie zu Lehrern bilden lassen, „damit der arme Bürger ohne Geld, eben so „gut, wie der Reiche mit Geld den Wissen„schaften obliegen könne. Wie viele Väter des „Vaterlandes sind aus der ärmsten Klasse der „Menschen entstanden? 3) Wenn die Stände „die Klöster säkularisiren, so wird ihnen die „Verwaltung der Güter so viel kosten, daß sie „nur wenig Nutzen davon ziehen. Werden die „Güter verkauft, so verfliegt das Geld wie der „Sand in Afrika, und — es bleibt nichts übrig „als die Grundsteuer, und der Nutzen, den „die gut angewandte Geistlichkeit zu der Er„ziehung schaffen könnte, muß vom Fürsten „oder von Bürgern hernach mit Geld erzwun„gen werden, und — so bleibt — nichts übrig."

Dies sind die Reflexionen, die ich jedem Stande ans Herz legen wollte. Inzwischen Gott befohlen!

Momus an die Unzufriedenen auf der Oberwelt.

Freitag den 14. Mai 1802.

Mensch! wer du auch seyest, wes Standes oder Würde du bist, du trägst den Keim alles deines Unglücks in dir, wenn dir die Zufriedenheit fehlt. Du schaffst dir Bedürfnisse, die du entbehren kannst, bist mit erlangter Sättigung unzufrieden, und stehst noch über der Stufe des Vielfraßes, der seiner Natur nach doch nicht mehr zu sich nehmen kann, als der Raum seines Magens erlaubt. Glaube ja nicht, daß dieser Fehler dem Geist jetziger Zeit angehört, er ist so alt als die Gesellschaft, und dieses will ich dir durch Bruchstücke aus alten Schriftstellern beweisen, — denn Traditionen können heut zu Tage nichts mehr gelten, weil sie durch tausend Verhältnisse unkennbar geworden.

Wenn einer mit seiner Lage, seinem Stand, seinem Vaterland unzufrieden war, so gab man ihm den Rath zu emigriren — in ein Land, wo er alles, was er zu tadeln an seiner bisherigen Stelle fand, besser antreffen kann.

Die Griechen nannten die Gegend nach Ueberlieferung des Plinius, Lotophagorum Regio, die sie von Lotus, einem Baum, wie Nesseln, dessen Genuß alles vergessend macht, erhielt, und denen zugeeignet wurde, die ein anders Land dem Vaterlande vorzogen.

Die Römer hießen diese Gegend nach Plautus, Gurgustidonii Campi.

Thomas Morus, Utopia.

Dr. Luther, Nusquamia Provincia, durch ihn verdeutscht, Nirgendsheim.

Die Franzosen geben ihr den Namen Pais de Cogaigne.

Und wir Deutschen bezeichnen sie mit dem Schlaraffenland.

Seine geographische Lage ist aller Orten und nirgends. Berge und Ebnen findet man nach Gutdünken in der Landschaft. Für sich findet man darin alle Winde, zum Abfahren und Anlanden, sie bringen dir auch nach Verlangen Wohlgerüche für deine hohe Person, und stinkende für deine vermeinte Feinde, auch treibt der Wind die harmonischen Töne der großen Oeols Harfe, von denen unsere Tonkünstler Mozart, Hayd'n, Cherubini, Gluck, von Bethoven, Pair, u. s. w. die Contra-Punkten und ihre Uebergänge der Paucke

auf das Flageolet entlehnt haben, der gefällige Pleyel, der sanfte Sterkel haben vor dieser Sirene die Ohren verstopft, dafür bleiben sie aber in Ewigkeit die gesuchten Gesellschafter gefühlvoller sinniger Menschen.

In diesem Land bleibst du immer gesund, ob gleich Aerzte darin ihr Wesen treiben, allein fürchte dich nicht vor ihnen, es sind Brownische Männer, die stärken sogleich deine Schwäche mit Wein, und lindern deinen muthmaßlichen Schmerz mit Mohnsaft. Der selige Mahomet war nur ein halber Brownianer, weil er den Wein verbot, sonst ist sein Paradies so ziemlich gut nach dieser Landessitte fundirt, besonders durch die Transplantation der türkischen Harems.

Es friert dich nie, und wenn du halb nackt nach jetzigem Ton angezogen bist, du fühlst keine drückende Hitze, wenn du auch wilde Katzenfelle um dich hülltest.

Hast du Hunger? gleich fliegt dir eine gebratene Taube an die Lippen, willst du sie nicht hineinlassen, so folge dem Rath des Wandsbeker Boten: Machs Maul zu.

Der bekannte Cyrano Bergerac in seinen Voyages de la Lune findet sogar im Mond ein gleiches Land. Hier seine Worte T. 1. p. 362.

„Il demanda à mon guide si je voulois une douzaine d'allouëttes — — a peine eus-je répondu qu'ouis, que le Chasseur decharchea un coup de feu et vingt ou trente allouëttes tomberent à nos pieds *toutes roties.*"

Es regnet alle Gattung Weine immerzu; ohne daß du naß wirst; willst du trinken? lege dein Haupt sanft zurück, hast du keinen Durst? so brauchst du dich mit deinem Haupt nicht zu bemühen. Die vier Jahrszeiten sind ein Quatro in Uno, Donnerwetter, Kieseln, Schnee, Sturm findest du angenehm, wie in den Schauspielen und in der Opera. Alles umsonst meine Herren!

Eine an sich kleine Unbequemlichkeit muß man sich in diesem Reiche gefallen lassen — nämlich es ist Constitutionswidrig einen Hut zu tragen, und Kahlkopf darf man sich auch nicht weisen, dafür aber ist jeder Einwohner verbunden eine Kappe aufzusetzen, dessen Farbe, Schnitt und Stoff er nach Gutdünken wählen darf.

Die Damen (alles ist hier Dame, da giebt es keine Abstufungen) tragen auch Kappen mit Spitzen rund um das Kopfende, damit das Gehirn verschleyert bleibt. — Federn — Geschmeide — Casquets, Aufsätze und dergleichen Luxuswaare kann hier nicht gebraucht werden, weil die Mauth

keine zum Wohl des Landes paßiren läßt. Doch fand man für gut alle Fabrikaten dieser Art, hauptsächlich nach Deutschland zu schicken — besonders die Spiegel, die so künstlich belegt sind, daß jeder schöner aussieht, als er ist.

Der Bürgereid, den du abzulegen hast, ist durch seine besondere Feierlichkeit etwas lästig, du mußt auf das heiligste versprechen, was sich hier von selbst versteht, etwas Ueberflüßiges geloben, nämlich:

„Ganz unthätig zu bleiben, dem Müßiggang zu frohnen und Nichts zu denken.“

Sollte dich der unsinnige Gedanke anwandeln, Etwas, es mag seyn, was es wolle, selbst zu thun — so deportirst du dich selbsten, und bist gezwungen reuevoll die Wallfahrt ins Land von vornen, an den Gränzsteinen anzufangen.

Sonderbar, daß alle Zurückgekehrte das Land loben, dabey aber die Augen unter sich schlagen. Es ließ einer ein blindes Pferd für Geld sehen, mit dem Aushängschilde: Hier ist zu sehen ein Pferd, das hinten wie vornen sieht.

Bey dem Heraustreten aus dem Schauplatze bat der Inhaber, ihm diesen Norhgriff zu gut zu halten, und ihm mehrere Gucker zuzusenden, da-

mit sie nicht ausgelacht würden, und er armer Schelm leben könnte.

So gehts auch allen Auswanderern; sie ziehen alle ins Schlaraffenland, weil sie, mit ihrer Lage unzufrieden, spanische Schlösser träumen. Am Ende haben sie sich bis an die gewünschte Stätte durchgebettelt, da sie zu Hause ohne ihren Wahn besser gelebt hätten.

Auch die Ansiedlungsspekulationen auf ungebaute Steppen sind schlechten Gehalts, man zieht Lumpen und Gauner ins Land, ins Land, das besser brach liegen geblieben wäre, um nicht unsicher zu werden.

Drum sey zufrieden mit deinem Schicksal wo du auch gebohren bist — denn das Schlaraffenland ist das Nirgendsheim, und die Mutter Erde nährt, wo Gras wachsen kann.

Ich sehe das Schicksal vom Himmel auf die Erde herabsteigen. Das ganze Menschengeschlecht versammlet sich, mit aufgerissenem Munde, blinzenden Augen, und unruhigen Gebährden steht es da. Das Schicksal sagt: — gebet mir eure Wünsche an, die Ursachen euerer Unzufriedenheit; was willst du? — den Frieden, sagt der eine — den Krieg sagt der andere. — Ich will die Gesund-

heit — ich will lieber sterben. Ein Haufe von Frauenzimmern schreyet: — wir wollen immer jung bleiben. — Viele rufen: — wir wollen einen guten Herrn haben; andere: wir wollen keinen Herrn. Ein Chorus von lustigen Brüdern verlangt, daß der 83ger Wein viermal alle Jahre wachse; ein anderer will den Burgunder. Ach verschone uns von Schmerzen und von Sorgen, schreyen einige. Gieb uns das glückliche Eldorado, die beste Welt unter allen möglichen Welten, wo man ohne Mühe und Arbeit gut essen, gut trinken, und prächtig wohnen kann. — Viel Philosophie! — O laß uns in der Unwissenheit. — Ich will wie ein Vogel fliegen. Ich wünschte wie ein Fisch im Wasser leben zu können. — Wir sollten doch mehr als fünf Sinnen haben, um den Genuß zu vervollkommnen. — Laß die Schwarzen alle umkommen. — Laß sie untereinander mit den Weißen zusammen leben. — Was soll uns die Aufklärung? sie macht uns unglücklich. — O wir wollen der Aufklärung nachstreben, mache, daß wir sie mit Künsten und Wissenschaften in der Apotheke kaufen können. — Gieb uns statt den vier Jahreszeiten vier Frühlinge. — Der Hagel, der Schnee und die Winde sollen von uns weg bleiben. Richte es so ein, daß die Brodwecken auf den Bäumen wach-

sen. — Gieb uns Pasteten und gute Braten. — Laß uns immer dicke Bohnen und Schnecken auftischen. Hernach kamen viele mit Sehrohren, und legten ihre Wünsche dar: Laß uns in die Zukunft sehen; laß uns das Vergangene vergessen.

Eine große Menge von Ministern, Diplomatikern und politischen Unterhändlern drängte sich an das Schicksal. — Sage, sprachen sie, sage uns, wie können wir das europäische Gleichgewicht wieder herstellen? was soll endlich aus der Schweiz werden? gieb uns das linke Rheinufer. — Warum willst du Antwerpen empor heben und Amsterdam ruiniren? — Haben die Kinder des Tipo-Saib keine Entschädigung verdient? — Laß die armen Geistlichen ruhig in ihren Klöstern leben. — Laß sie aus den Klöstern herausgehen. Wo sollen alle die Entschädigungen herkommen? — Du wirst wohl alles säkularisiren? Du hast uns wohl zu untergeordneten Mächten gemacht, und du hast eine einzige Macht zur Gebieterin aufgestellt. — Warum hast du den Saamen der Zwietracht unter uns gesäet? — wir werden wohl immer uneinig bleiben. Was helfen also unsere Bestrebungen? Die Einlispelungen zur Empörung sollst du wohl verbieten. — Nein, sie haben viel genutzt, und dies ist ein Zeichen, daß überall Verräther wohnen.

Darauf entstund in dem Menschengeschlecht ein Murren; es kam zum Geschrey, zum Jammern und zur Verwirrung. Alles lief durcheinander; einige rotteten sich zusammen, um gegen das Schicksal Gewalt zu brauchen. Jeder wollte seinen Wunsch gleich erfüllt sehen; die Unzufriedenheit, statt sich zu mindern, wurde größer; man drückte sich, man gab sich Rippenstöße, man schlug sich — jeder wollte am ersten befriediget seyn. Der Lärm war endlich so groß, das Zudringen so nachdrücklich, und die Unzufriedenheit so schreyend, daß das Schicksal sich in die Höhe gegen den Himmel schwingen mußte. Es blieb zwischen dem Himmel und der Erde schweben, und sprach:

„Du unzufriedenes Menschengeschlecht; ich „habe deine thörichten Wünsche angehört — „gehe hin in die Welt, und wisse, daß mit „dir nichts anzufangen seye, und daß wieder „alles so, wie vorhero gehen werde."

Biographie.

Momus. Ein Sohn der Nacht, ein Tadler und Spötter. Besonders war es seine Lieblingssache, sich über die Handlungen der Götter aufzuhalten. Als Minerva, Vulkan und Neptun sich einst über die Gabe, etwas Nützliches hervorzu-

bringen, stritten und jede Gottheit der andern den Vorrang abzugewinnen glaubte, sollte er Richter seyn. — Minerva bauete ein Haus, Neptun verfertigte einen Ochsen und Vulkan schuf den Menschen. Von ihm, dem niemand etwas recht machen konnte, wurde keinem der Preis zuerkannt; denn nach seiner Meynung müßten bey dem Menschen auf der Brust Fenster sitzen, um ihn ins Herz sehen zu können; der Ochse müsse die Hörner auf der Brust haben, um mit mehr Kraft zu stossen, und das Haus müsse beweglich seyn, um gegen einen bösen Nachbar einen guten umtauschen zu können. — Oft ist diese personifizirte Gottheit die Vorstellung von der Tadelsucht.

Baron von Steigentesch und Ignatz Schmidt.

Freitag den 8. Juli 1802.

Steigentesch. — Mein Herr, können sie mir nicht sagen, wo die Wohnungen Friedrichs des Einzigen, des Josephs des 2ten und anderer großen Geister sind?

Schmidt. — Nicht weit von hier, ich glaube, daß sie eben jetzt beysammen sind, um sich über die deutschen Angelegenheiten zu berathschlagen. — Ich will mit ihnen dahin gehen.

Steigentesch. — Sie sind sehr gefällig, mein Herr! Ich bin der Mainzische Direktorialgesandte von Regensburg; ich habe die großen Veränderungen, die dem deutschen Reiche bevorstehen, nicht erlebt; eine schreckliche Krankheit . . .

Schmidt. — Sie haben nichts dabey verloren. Unser Vaterland ist leider! zu viel gebeugt.

Steigentesch. — Sind sie, um Vergebung, ein Germanier? Dies soll mich sehr erfreuen.

Schmidt. — Ich bin der Geschichtschreiber der Deutschen; meinen Namen werden sie wohl errathen.

Steigentesch. — Schmidt, Geschichte der Deutschen! ich hatte mir in der That vorgenommen, ihnen im Vorbeygehen einen Besuch zu machen.

Schmidt. — Ich bin allemal erfreut, einen Landsmann zu sehen. Ich kann nicht aufhören, Antheil an den Angelegenheiten meiner Nation zu nehmen, deren Geschichte ich beschrieben habe. Da sie, wie ich höre, verschiedene Aufträge von unserer Nation haben, so kann man von ihnen viel

Neues vernehmen. Der Zufall ihnen zu begegnen ist für mich schmeichelhaft.

Steigentesch. — Niemand kann ihnen bessere Nachrichten geben, als ich.

Schmidt. — Vermuthlich hat sich seit meinen Zeiten sehr viel geändert. Ist die deutsche Konstitution im Steigen oder im Fallen?

Steigentesch. — Armes Vaterland! es muß noch allezeit das Letztere erleiden; aber fast die ganze politische Welt hat eine Erschütterung erlitten.

Schmidt. — Wie so?

Steigentesch. — Polen und Venedig sind von der politischen Landkarte verschwunden, sie sind keine Mächte mehr, und man kann sie als Vorausgaben zur Ausgleichung des neuen politischen Systems betrachten. Der König von Sardinien hat bisher nur den Besitz der Insel dieses Namens; was mit Piemont geschehen wird, ist noch nicht entschieden. Unser deutsches Vaterland hat alle seine Besitzungen auf dem rechten Rheinufer verloren, und weit entfernt, für diesen Verlust in einem fremden Lande Entschädigungen zu erhalten, muß es sich aus seinem eignen Schooße und auf seine eigne Unkosten entschädigen.

Schmidt. — Also allezeit kleiner gemacht?

Steigentesch. — Noch mehr: — Deutschland muß auch noch andere fremde Fürsten entschädigen, nämlich den Statthalter von Holland, und den Großherzog von Toskana.

Schmidt. — Das sind wunderliche Veränderungen.

Steigentesch. — Portugal tritt eine Provinz an Spanien ab, und eine große Strecke Landes in Amerika an Frankreich. — Spanien giebt an Frankreich den südlichen Theil der Insel St. Domingo, und an Englaud die Insel de la Trinite. Holland verliert die Insel Ceylan, und das sogenannte holländische Flandern, Mastricht ꝛc. Die erstere erhält England, und das andere Frankreich. — Der König von Neapel verliert alles, was er in Toskana und auf der Insel Elba besessen hat; der Pabst verliert die drey Legationen. Also sind Polen, Venedig, Sardinien, Holland, Portugal, Spanien, Neapel, Rom und Deutschland die verlierenden Theile. — Dies ist die erste Klasse der Mächte, die verlieren, ohne entschädigt zu werden.

Schmidt. — Und die zweyte Klasse?

Steigentesch. — Besteht aus jenen, die eine Entschädigung für ihren Verlust erhalten. So hat Oesterreich für den Verlust der Niederlande und der Lombardie das Venezianische sammt Dal-

matien erhalten; der Kurfürst von Bayern, der König von Preußen, der Herzog von Toskana und alle andere Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Besitzungen hatten, werden durch geistliche Güter auf dem rechten Rheinufer entschädigt. Dies ist also die zweite Klasse. Die dritte Klasse besteht aus jenen Mächten, die nichts verloren haben, aber viel gewinnen. So hat Frankreich alles für sich genommen, was vor Zeiten zu dem alten Gallien gehört hat, und hat dadurch gegen 8 Millionen Menschen gewonnen. England erhält die zwey Inseln Ceylan und St. Trinite. Statt Venedig ist die italienische Republik in der Lombardie entstanden; statt des Königthums von Polen ist ein neuer König von Toskana gemacht worden, und Rußland hat sich der schönen Provinz Grusinien oder Georgien bemächtiget.

Schmidt. — Dies sind ausserordentliche Veränderungen. Aber ich betrachte die ganze Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Es ist freylich ein Unglück, solchen gewaltsamen Erschütterungen erliegen zu müssen. — Allein schon seit vielen Jahren ist das südliche Europa von dem nördlichen bedrohet worden. Es ist aus der alten Geschichte wohl bekannt, daß die Nordvölker sich allezeit gegen den Süd gedrängt haben. Die Vandalen von

der Gegend von Danzig sind bis nach Spanien gekommen, und andere dergleichen nordische Völker mehr. Solche Wanderungen und Transplantationen der Völkerschaften sind in unseren Zeiten zwar nicht üblich. Aber Rußland hat sich nach den genauesten Klugheitsregeln seiner Politik seit einem Jahrhundert so vergrößert, daß es dem südlichen Europa gefährlicher, als die Vandalen, werden könnte. Ich will diese Vergrößerung aus der Geschichte herausziehen: — Anno 1721 hat Rußland Liefland, Estland und Ingrien erobert. Liefland 1900 Quadratmeilen (geometrisch) und eine Bevölkerung von 525,300 Seelen; Estland — 400 Quadratmeilen und 200,000 Seelen an Bevölkerung, und Ingrien 450 Quadratmeilen und 406,000 Seelen. A. 1742 eroberte Rußland Carelien, Wieburg und einige Distrikte von Finnland, welches zusammen 990 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 118,000 Seelen enthält. In den Jahren 1772 1793 und 1795 hat Rußland von Polen eine Landesfläche von 8742 Quadratmeilen und 6,014,800 Seelen abgenommen. In den Jahren 1774, 1783, 1791 hat Rußland in der Krimm und in anderen der ottomannischen Pforte gehörigen Distriften 1900 Quadratmeilen und 450,000 Seelen unter seine Beherrschung gebracht. A. 1795 ward Curland

mit

mit 257 Quadratmeilen und mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen zur rußischen Provinz. Also hat das rußische Reich im vergangenen Jahrhundert 13,739 Quadratmeilen und 8,114,100 Seelen gewonnen und erobert. — Beinahe so viel, wie das jetzige Frankreich. — Nun hat man die Bevölkerung des alten Rußlands auf 24 Millionen Menschen berechnet, die Eroberungen von 8 Millionen dazu — machen also 32 Millionen. Hierzu rechnet man nicht, was Rußland in Asien besitzt; nach gemeinen Angaben rechnet man 6 Millionen Menschen in dem asiatischen Rußland.

Steigentesch. — Welche Macht!

Schmidt. — Bey diesen Eroberungen ist Rußland allezeit regelmäßig zu seinem Zwecke vorgeschritten; es ließ seinen Nachbarn auch mittheilen, aber nur in dem Verhältniß wie eins gegen drey; es nahm allezeit drey Theile, und gab den andern etwas weniges ab. Wenn also die Progressen dieser Macht so fortgegangen wären, wie sie im vorigen Jahrhundert fortgeschritten sind, so wäre Konstantinopel in 15 Jahren rußisch gewesen, und Anno 1825 wäre Deutschland eine rußische Provinz.

Steigentesch. — Aber jetzt — eine französische.

Schmidt. — Das System, welches man jetzt in Europa neu aufstellt, hat mehr Vertheidigung gegen Rußland in sich, als das vorige. Oesterreich ist ganz in sich konzentrirt; Preußen vergrößert; kleine Stände aufgehoben, und mit Entschädigungen verrundet. Frankreich steht an dem Rande des südlichen Europa's mit einer eben so großen Macht, wie Rußland, und kann in jeder Gefahr alle Mächte in Bewegung setzen.

Steigentesch. — Aber wenn sich Rußland und Frankreich zusammen verstehen, und mit Kombinirung ihrer Kräfte zu neuen Eroberungen vordringen, werden sie nicht hernach ganz Europa unter sich theilen können?

Schmidt. — Dies ist das Interesse der südlichen Länder nicht, und kann es niemals seyn. Ueberhaupt aber hält Frankreich das Uebergewicht vor Rußland, und wird alle politischen Angelegenheiten dahin leiten, daß die so große Nordmacht ihre Vorschritte stillen und den ungeheueren Progressen Grenzen setzen muß. Dies ist vermuthlich die Absicht des jetzigen neu aufgestellten politischen Systems. Was in der Zwischenzeit geschehen mag, und welche Revolutionen dazwischen kommen können — dies ist in den Mysterien der Vorsehung aufbewahrt.

Steigentesch. — Laß uns zu unseren Deutschen gehen. Ich habe viel zu erzählen.

Schmidt. — Hier eben kommen einige: geh' ihnen entgegen; du wirst sie wohl kennen.

Steigentesch. — Lebe wohl!

Joseph II. und Friedrich II.

Freytag den 10. Sept. 1802.

Friedrich. — Es bleibt uns hier in den Gefilden der Ruhe der angenehme Trost, daß wir uns alle Tage über die Angelegenheiten der Oberwelt zusammen unterhalten können; und daß wir keine Leidenschaft, keine Politik dazu bringen. — Wir wollen also fortfahren: wo waren wir gestern?

Joseph. — Bey den Säkularisationen. Ich bewundere noch jetzt deine Weisheit, die deine Regierung jetzt noch fortzusetzen scheint; sage mir doch, Friedrich! warum hast du darauf bestanden, keine Klöster aufzuheben? —

Friedrich. — Ich habe nach der Eroberung Schlesiens versprochen, die geistliche Hierarchie auf-

recht zu halten; ich hielt Wort. Ich habe vorausgesehen, daß mein Staat in der Folge der Zeit mehr katholische als protestantische Unterthanen zählen wird. Auch dieß ist eingetroffen. Und endlich mit einem Wort: — ich fand keinen Nutzen dabey.

Joseph. — Hast du nicht auf das Geschrey der Philosophen gemerkt, die die Mönche so vieler Irrungen beschuldigen?

Friedrich. — Die Philosophen verstehen nichts von der Regierungskunst. Die Heiden haben ihre Faguirs; die Chinesen ihre Bonzier; die Türken ihre Mönche; die Protestanten ihre Pietisten, und Herrnhuter und die Katholiken — ihre Kapuziner. Haben die Philosophen unter Robertspierre nicht auch ihre Philantropen gleich errichtet? — Die Menschen gleichen sich überall; in jedem religiösen System, und in jeder Sekte, entstehen Frömmlinge. Sie unterscheiden sich nur dem Namen nach; hier nennen sie sich Kapuziner, dort Pietisten.

Joseph. — Aber das Cölibat! ist dies nicht dem Staate schädlich?

Friedrich. — Kleinigkeiten, lieber Joseph! — gegen das Cölibat unserer Soldaten gestellt, welche Masse, und welche junge gesunde Masse von Cölibateurs!

Joseph. — Die Geistlichen, alter Vetter Friedrich! besitzen Ländereyen und Felder; sie leben darauf, ohne etwas Nützliches für den Staat zu wirken.

Friedrich. — Ich möchte gern wissen, was unsere reichen Magnaten, unsere reichen Rentierer, und unsere reichen Kapitalisten für den Staat wirken. Ich mache hier freylich eine Ausnahme: Sie sind eigentlich bestimmt, dem Staate zu dienen, weil sie im Staate ihre Reichthümer haben. Es giebt wirklich Männer unter ihnen, die ohne Eigennutz nur das allgemeine Wohl am Herzen haben. Aber sind sie alle so? verzehren sie nicht in Hauptstädten ihre Einkünfte? ziehen sie nicht von dem Lande alles zirkulirende Geld in die Städte? verschwenden sie nicht in Bällen, in Komödien, in ausgekünstelten Wollüsten, manchmal in einem Spiele auf einmal mehr, als ein Kloster einen ganzen Monat verzehrt? — Ueberhaupt aber, das was ein Kloster auf dem Lande verzehrt, bleibt auf dem Lande; das Geld wird nicht in Städte geschleppt, und mancher hungrige Sünder findet noch Sättigung dabey. Die Lais und die Glycerions sind auf dem Lande nicht so kostspielig, wie in den Städten, wo manche Nacht den Ertrag eines ganzen Dorfes verschlingt.

Joseph. — Ich lasse mich gern von deiner Erfahrung belehren. Du glaubst also, Friedrich! daß es nicht gut sey, die Abteyen und Klöster, die in die jetzige Entschädigung fallen, aufzuheben?

Friedrich. — Ich würde es wenigstens nicht thun; ich werde dir meine Gründe sagen. — Wenn man eine Abtey oder ein Kloster aufhebt, so muß man den Geistlichen eine Pension geben, und ihre Güter administriren lassen. So hast du es, Joseph! gemacht.

Joseph. — Was glaubst du, daß ich dabey gewonnen habe?

Friedrich. — Gewiß nicht viel; denn die Administration und das dabey angestellte Personale, wenn es auch ehrliche Leute sind, welche Voraussetzung selten eintrifft, kostet so viel, daß am Ende des Jahres wenig oder nichts herauskommt. Hast du dies nicht erfahren?

Joseph. — Du greifst mich an einer Seiten an, die meine Irrung zu viel bloß giebt.

Friedrich. — Die Geistlichen verwalten selbst ihre Güter; die Administration kostet sie nichts. Sie wissen alles zu benützen; sind sich und ihren Klöstern treu; ihre Kommunal-Aufsicht hält das Erworbene zusammen. Wenn also ein Fürst eine Abtey bekommt, und sie bey ihrem Eigenthum läßt,

dabey aber ihr die Abgaben fordert, so hat er eine gute und treue Administration umsonst; zahlt dem Geistlichen keine Pension, und erlangt die Hoheit und die Abgaben des Landes, ohne erst daran durch eine Administration künsteln zu müssen. Du wirst dich noch zu erinnern wissen, daß ich keine Klöster aufgehoben habe. Aber ich habe sie benutzt; ich habe ihnen mehr Abgaben, als anderen Eigenthümern, aufgelegt, und dadurch meine Einkünfte vermehrt. Hätte ich sie aufgehoben und administrirt, so würde ich gewiß nicht so viel gezogen, noch meine Einkünfte vermehrt haben.

Joseph. — Wahrheit, Friedrich! Wahrheit!

Friedrich. — Ueberhaupt muß man die Entschädigungen der jetzigen Politik von den Säkularisationen des Westphälischen Friedens wohl unterscheiden. Damals sind diese Länder schon protestantisch geworden, folglich sich schon selbst säkularisirt. — Jetzt aber fallen die katholischen Länder meistens an protestantische Fürsten, und sind noch katholisch. Es muß den Fürsten also daran gelegen seyn, die religiösen Sitten dieser Länder fortzusetzen, und ihnen Lehrer nach ihrem Ritus zu geben. Sie können sie aus den Abteyen und Klöstern, wenn sie beibehalten und nur den Abgaben und der Hoheit nach säkularisirt werden, hohlen;

eine Pfarr-Schule in denselben aufstellen, und so jeden befriedigen. Der katholische Gottesdienst ist ohnehin weitschichtiger, braucht mehr Geistliche, als der protestantische. Es wird also besser seyn, wenn sie die Pfarrer aus ihrem eigenen Lande aufstellen, und mit den Bischöffen eine Uebereinkunft darüber treffen.

Joseph. — Ich habe eben vor einigen Tagen mit dem Kurfürsten von Mainz, der vor Kurzem hieher von der Oberwelt gekommen ist, gesprochen. Er hat mir deine Meinung in Rücksicht der Säkularisationen ebenfalls erneuert, und dich als ein nachahmungswürdiges Beyspiel angeführt. Er hat mir gestanden, daß die Güter der in Mainz von ihm säkularisirten Klöster, besonders jenes der Kartheuser — fast unter den ersten Händen der Verwaltung verschwunden sind. Er fügte noch hinzu, daß das Volk den Vorwurf allezeit im Munde führte, bey dergleichen Operationen sey kein Segen Gottes. — Und dies macht Eindruck.

Friedrich. — Ich hoffe, daß die deutschen Fürsten, die dergleichen geistliche Entschädigungen erhalten, auf mein Beyspiel aufmerksam seyn, und demselben nachfolgen werden. Deswegen glaub' ich, daß sie sich von habsüchtigen Projekten-Fabri-

kanten, die nur darauf passen, ihren Nutzen zu vernehmen, nicht irre führen lassen werden.

Joseph. — Die Nachkommenschaft denkt anders, lieber Friedrich!

Friedrich. — Nicht doch; gute Beyspiele wirken. Hören wir nicht von dem hier angekommenen Schatten, daß Preußen, als es zur gänzlichen Theilung von Polen vor einigen Jahren gekommen, alle Klöster und Stifter in ihrem geistlichen Zustand belassen, und noch heutiges Tags gehen in Warschau aller Art Mönche herum. Nur ihre Abgaben sind erhöhet, und ihre Freyheiten von denselben beschränkt.

Joseph. — In meinen Staaten haben die Geistlichen schon zu meiner Mutter, Maria Theresia's Zeiten, alle Abgaben, wie andere Unterthanen bezahlen müssen.

Friedrich. — H'm! da hattest du auch keine Ursach, sie aufzuheben. Dem Staate muß es einerley seyn, ob dieser oder jener Stand; ob ein Edelmann oder ein Bürger, ob ein reicher Mann oder ein geistlicher Eigenthümer Ländereyen, Höfe, Herrschaften und andere dergleichen im Besitze habe. Dem Staate ist es nur daran gelegen, daß jeder mit Abgaben zu seiner Erhaltung nach

Verhältniß seines Besitzes beytrage. Warum soll also ein Geistlicher, der gleich dem Weltlichen bezahlt, keinen Besitz haben dürfen? Er, der sein Eigenthum vielleicht besser dokumentiren kann, als mancher andere Fürst; — er, der die Produkten, und den Ertrag regelmässiger, wohlthätiger, und gemeinnütziger verwaltet, als mancher anderer Eigenthümer; — er, der noch einen Beruf fühlt, die Sittlichkeit des Volks zu bilden, und die Religiosität, diese einzige Stütze der Staaten, mehr zu befördern, als mancher reiche Wollüstling, und er, der seinen gesparten Reichthum bey Vorfällen eines Kriegs, oder bey anderen Landesplagen eher hergeben muß, als ein anderer Großer, der alles verzehrt, und nichts gespart hat? — Alle diese Betrachtungen, wenn sie reif von den deutschen Ständen, die geistliche Güter, Abteyen und Klöster zur Entschädigung jetzt erhalten, erwogen werden, lassen mir die Meynung übrig, daß keine Aufhebung Statt haben, und daß jeder sein eigenes Interesse, sowohl das Interesse der Kasse, als auch das Interesse der Sittlichkeit — einsehen werde.

Joseph. — Ich bin jetzt so von deinen Gründen eingenommen, daß, wenn ich noch auf der Welt wäre, kein Kloster mehr aufgehoben werden dürfte.

Friedrich. — Laß uns, lieber Joseph! den Wunsch auf der Oberwelt zu seyn, nicht äussern. Du weist, welches Glück dort zu finden ist! wir haben's beyde erfahren, aber dies soll jedem, der gut regieren will, zur Lehre dienen:

„Daß er sich mit Neuerungen nicht übereile; „daß er öffentliche Meynungen sammle, und „sie prüfe; daß er das Glück des Volks nicht „nach seinem Kopfe, oder nach dem Kopfe „eines Ministers abmesse, und daß er gute „Erfahrungen beherzige, damit die Reue her„nach nicht mit der Peitsche nachkomme."

Friedrich II. und Cicero.

Dienstag den 14. Dec. 1802.

Friedrich. — Ist es erlaubt die lange Weile, die uns auch jenseits des Grabs verfolgt, zu zerstreuen? — Ich sehe hier den erhabenen Schatten des Cicero. Friedrich grüsset den Fürsten der Wohlredenheit.

Cicero. — Ich erkenne an dieser Sprache Friedrich den Einzigen. Cicero grüsset Friedrich den Einzigen; den König Author seiner Zeit. Wir haben beyde den Ruhm auf der Oberwelt gesucht. Du nennst mich, Friedrich! Fürsten der Wohlredenheit. Diese metaphorische Benennung fließt aus meinen eigenen Verdiensten. Meine Familie war nicht durch Patriziat und durch Adel illustirt. Aber du hast viel auf den Adel gehalten, und daher, glaub' ich, willst du mir ein Kompliment machen, wenn du mich einen Fürsten nennst.

Friedrich. — Ich hätte nicht vermuthet, daß Cicero einen Vorwurf, der öfters in der Oberwelt gemacht worden ist, wiederholen wird. Ich habe freylich viel auf den Adel gehalten, weil er in der Verfassung meines Reichs keine andere Versorgung, als unter den Waffen suchen konnte. Und die Waffen waren eben das erhabene Gebiet meines Ruhms und meiner Größe. Ich mußte also diese Klasse von Menschen dahin leiten, mir auf der Bahn des Krieges zu folgen. Ich bildete ihren Geist zu der militairischen Tugend, die allein damals zu meiner Erhaltung und zu meiner Vergrößerung paßte. Der Plebeyer hat eine Menge Resursen, sich in der Welt durchzubringen; aber der Adel, der kein Handwerk lernt, und keine

Handlung treibt, kann bloß allein — nur dem militairischen Ruhm nachlaufen. Dieß war immer seine Bestimmung in monarchischen Staaten.

Cicero. — Der jetzt beendete Revolutionskrieg hat diese Behauptung hinlänglich widerlegt. Die Plebeyer, nicht der Adel, haben Europa besiegt.

Friedrich. — Ich hab's vernommen, und staune noch.

Cicero. — Es ist nicht schwer zu erweisen, daß unter den Helden der verschiedenen Zeiten eben so viel, wo nicht mehrere Plebeyer, selbst von der niedrigsten Klasse empor glänzen. Schon bey den Griechen war Isicrates, der der Sohn eines Schuhflickers war, ein großer General; er hat dem großen Epaminondas mit Ruhm auf dem Schlachtfelde den Sieg allezeit streitig gemacht. — Unter den berühmten Generalen, die sich unter Alexander dem Großen gebildet haben, und die hernach große Beherrscher selbst geworden sind, findet man meistens lauter Plebeyer. Ptolomeus, der hernach über Egypten und über Sirien herrschte, der seinen Namen so verewigte, daß seine Nachkömmlinge sich eine ruhmvolle Ehre daraus machten, sich immer Ptolomeen zu nennen, war der Sohn eines Pferdhändlers, dessen wahrer Name

Lac war. Eumenes, der tapferste General in der Armee des Alexanders, was war sein Vater? — ein Fuhrmann.

Friedrich. — Ein großer Unterschied — ein Krieg der starken Faust, und ein Krieg der feuerspeyenden Kanonen.

Cicero. — Ich will also die Griechen verlassen, und zu den Römern übergehen. Zwey ihrer größten Könige waren Plebeyer. Tarquin war der Sohn eines Kaufmanns, und den Servius Tullius hat eine Magd zur Welt gebracht. Marius dieser berühmte Kriegsmann, der siebenmal die Würde des Consuls begleitete, war ein Bauernsohn aus dem Dorfe Arpino. Ventidius, der tapferste Krieger der Römer, war in seinen Jugendjahren ein Eseltreiber. Unter den Völkern, die von den Römern Barbaren genannt wurden, sind Könige aus der niedrigsten Klasse entstanden. Die Geburt des Arsaces, König der Parthen, ist so unadelich, daß man weder seine Eltern, noch den Ort, wo er zur Welt kam, erfahren konnte. Agatocles, König von Sicilien, war der Sohn eines Hafners. Der tapfere Viriatus, dieser Spanier, der die Römer allezeit schlug, und der sie gewiß aus Spanien vertrieben hätte, wenn sie ihn nicht meuchelmörderisch ermordet hätten, war ein Schaaf-

hirt. — Unter den Kaisern vom Occident und Orient war Pertinax, dessen Vater ein Handwerk trieb. Kaiser Diocletianus war der Sohn eines Buchbinders; Valentinian der Sohn eines Seilers; Probus der Sohn eines Gärtners; Maximinus der Sohn eines Schlossers; Aurelianus der Sohn eines Bettlers — und alle diese Namen glänzten doch auf dem Kaiserlichen Throne. Primislas, König von Böhmen war ein Bauer, und ist von dem Pfluge auf den Thron erhoben worden. Das Merkwürdigste dabey ist, daß dieser König den Böhmen die weisesten und besten Gesetze in der damaligen Zeit gegeben hat.

Friedrich. — Solche Zufälle der Schicksale waren in alten Zeiten nichts Seltenes, und bey großen Revolutionen, die doch allemal in großen Reichen bey einer ausserordentlichen Spannung aufgebraußt sind, und noch immer, so lang die Welt stehen wird, aufbrausen müssen, sind solche Abweichungen von der Regel der Ruhe und der eingeführten Ordnung als Folgen der Verwirrung anzusehen.

Cicero. — Eben in solchen Zeiten ist die Göttin Fortuna beschäftigt, das Glück der Plebeyer zu schmieden; aber, leider, öfters ohne die Tugend in Betrachtung zu ziehen. So war Ta-

merlan, der seine Eroberungen viel weiter als Alexander der Große ausgebreitet, und in der einzigen Stadt Bagdad 80,000 Inwohner über die Klinge springen ließ, der Sohn eines Hirten. Cromwel, der seinen König vom Throne abgeworfen, und ihn auf das Todengerüste begleitet hat, stammt aus einer bürgerlichen Familie in London. Der famöse Thamas Koulikan, dessen Weisheit und Tapferkeit noch heutiges Tags angestaunt wird, ist von einer so unbekannten Herkunft, daß man nicht einmal das Land, wo er zur Welt kam, angeben kann. Der tapfere und tugendhafte Krieger Sforza in Italien hatte einen Ackersmann zum Vater. Der Vater des Marschall Faber war ein guter ehrlicher Schlosser. Der Marschall Catinat war bürgerlichen Standes, und der General Lambraie, der Landau so tapfer vertheidigte, hatte einen Barbierer zum Vater.

Friedrich. — Welche große Menge von Edlen könnte ich dir entgegenstellen, die eben so große Thaten gewirkt haben. Inzwischen auch ich ehrte die Tugend — im Manne. Aber ich hielt mich an den gewöhnlichen Gang und Erfahrung, daß jener Stand, der bloß zur militairischen Tugend erzogen wird, mehr darin thun könne, als ein anderer, der bloß von ungefähr dazu berufen wird.

Ei-

Cicero. — Bey der Geistlichkeit waren die hohen Würden eine nicht seltene Belohnung der bürgerlichen Tugend und Gelehrsamkeit. Der Pabst Johann der 22ste war der Sohn eines Schusters; der Pabst Niklas der 5te eines Eyer- und Käsekrämers; der Pabst Sixtus der 4te eines Matrosen, und der Pabst Sixtus der 5te hat in seiner Jugend die Schweine gehütet. Wie viele Kardinäle und Bischöfe stammen aus bürgerlichem Stande! Mazarin war der Sohn eines armen Bürgers von Rom, und Alberoni hatte einen Gärtner zum Vater.

Friedrich. — Das Aufkommen des Bürgerstandes in geistlichen Würden ist bekannt. Jedoch mehr in Italien und in Spanien, als in Deutschland — in späteren Zeiten.

Cicero. — Was die berühmtesten Schriftsteller und Lehrer anbelangt, diese waren allezeit aus dem Bürgerstande gezogen. Diese haben eigentlich den Geist der Welt gebildet; da der Adel neue Reiche formte. Der Vater des Demosthenes war ein Schmidt; der Vater des Virgils ein Hafner; der Vater des Horaz ein Freygelassener; der Vater des Theophrastus ein Trödler; der Vater des Philosophen Medenus ein Schreiner; der Vater des berühmten Amiot ein Lohgärber; der Vater

des la Motte ein Hutmacher; der Vater des beredsamen Bischofs Massillon ein Lederhändler.

Friedrich. — Cicero pro domo sua. — Ich betrachte die ganze Sache aus einem anderen Gesichtspunkte. Wie der Hofadel den Tarquin vom Throne verjagt hat, bemächtigten sich die Ritter, Hofleute und Patrizier der höchsten Gewalt in Rom. Bald darauf haben sich die Bürger, und besonders die Volkstribunen dieser adelichen Aristokratie widersetzt, und ihren Einfluß in die Regierung mit Gewalt durch eine Revolution eingeschoben. Die Regierung war erobernd, folglich militairisch, und darauf mußte natürlich folgen, daß sich ein glücklicher Soldat den Thron erbauete. Wenn die Macht eines erobernden Staats in dem Rechte des Stärkeren liegt, so hält sie der erste glückliche Soldat im Staate in Händen. Ist es hernach Wunder, daß er Kaiser geworden ist? Die römischen Augusten haben nicht gleich die Erblichkeit des Thrones eingeführt. Deswegen gab ihr Tod einem jeden Ehrgeizigen die Hoffnung, auch Augustus werden zu können. Dadurch ist der Kaiserszepter durch verschiedene Hände gegriffen worden, und Unsicherheit alles Zustandes mußte daraus entspringen. Kaiser Karl der Große hat schon das Erbrecht festgesetzt gefunden; hat es nun fort-

gesetzt, und dadurch mehr Beständigkeit der Regierung verschafft. Denn bey dem bestehenden Erbrecht darf kein Ehrsüchtiger seinen Ehrgeiz sättigen: die Erben stehen ihm allezeit im Wege. In diesem Zustande ist der Adel die eigentliche Batterie, vor dem Throne aufgebaut, an welchem er sein Interesse und seine politische Existenz angeheftet hat. Und in dieser Rücksicht bin ich als König dem vorzüglichen Waffen-Stande, oder dem Adel geneigt gewesen.

Cicero. — Sieh jetzt Europa an!

Friedrich. — Große Revolutionen verändern den Zustand, der bisher gedauert hat. In großen Revolutionen heben sich Tamerlane, Diokletiane, und Kulikane empor. Aber wenn sie einmal gehoben sind, so wünschen sie die Dauer ihrer Erhebung, folglich die vorige Ordnung der Dinge, und auch jene Batterie vor ihrem Throne. Dann treten wieder die vorigen Grundsätze ein, und der Eroberer sucht im vorigen Gange die Ueberbleibsel der vorhergehenden Dynastie heraus, um daraus ein fast ähnliches Gebäude wieder aufzurichten. Dies ist der ewige Lauf in dem Umkreise der Revolutionen, man kommt allezeit wieder auf den Punkt, woraus man ausgegangen ist. Die Edlern oder die Reichern in dem Volke haben allezeit mehr

Interesse in der bestehenden Regierung, als die niedrige Klasse, und die philosophischen Avanturiers, die nur nach Reichthum, den sie nicht zu verdienen wußten, haschen.

Cicero. — Bey großen Revolutionen ist es ein großes Glück, wenn ein Mann sich aufstellt, und der Wuth Einhalt thut.

Friedrich. — Dies ist eben, was ich jetzt bey der Ansicht von Europa bewundere. Aber ich wünschte, daß er nicht den Augusten von Rom, sondern denjenigen Grundsätzen, die mehr gewisse Sicherheit schaffen, nachfolgen möchte. —

Prinz Eugene und Feldmarschall Lacy.

Freytag den 14. Jan. 1803.

Lacy. — Wenn ich hier in diesem heiligen Haine etwas Körperliches anhätte, und wenn wir hier nichts als leichte und eitle Phantomen wären, so würde ich dir, erhabener General! den jetzigen Zustand unserer Monarchie zum Betasten darlegen.

Eugene. — Unsere Geister, lieber Feldmarschal Lacy! scheinen zu sympathisiren. Wir waren beyde an der Spitze der militärischen Macht Oesterreichs, und ich habe wirklich mit größtem Antheil hier vernommen, wie du nach dem siebenjährigen Krieg das ganze Militair nach einer neuen Form gebildet hast. Es war ein schweres Unternehmen!

Lacy. — Dies habe ich, leider! erfahren; aber Anhaltsamkeit, Geduld, ungeheuere Masse von Arbeiten haben alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Ich habe das Mangelhafte gemerkt; ich habe die unordentliche und für die Monarchie und ihre Finanzen sehr schädliche Eingriffe in die Staatskasse aus Erfahrung kennen gelernt; ich habe also ein neues System aufgestellt, wodurch allen Bevortheilungen Einhalt gesetzt werden konnte. Alles Unnöthige ist abgeschaft worden, und das Nöthige zum Kriege habe ich in so viele Formen eingefaßt, daß in Friedenszeiten jeder genug zu thun, genug zu schreiben hatte, und in Kriegszeiten lähmte ich die Habsucht der Lieferanten, die Buchhalterey und die Formen!

Eugene. — Ich will mit dir offenherzig sprechen. Der Soldat nach deinem System ist ein Soldat, wie ihn der Graf von Sachsen (dans ses

reveries) hinstellt. Nichts fehlt ihm, als die wollene Perucke, in die dieser Marschall von Sachsen so verliebt war. Verzeih mir, daß ich diese Anmerkung hier rüge. Aber gestehen muß ich, daß für einen Winter-Soldaten, und für einen Soldaten, der nicht bloß zum Parademachen, wozu die Hof- und Leibgarden bestimmt sind, dient, — die Bekleidung oder die Leibesbedeckung, die du hergebracht hast, die angemessenste ist. Und man muß wirklich mehr für den Winter, als für den Sommer im Felde sorgen, besonders in neueren Zeiten, wo der Feldzug nur selten in Winterszeiten unterbrochen wird. Dies war eben auch die auf Erfahrung gegründete Meynung des Marschalls von Sachsen in seinen Träumereyen.

Lacy. — Ich habe freylich in der Einrichtung meines Systems alle Schriftsteller benutzt. Selbst Bloid hat mir großes Licht gegeben. Die Kaiserliche Armee, die ich gebildet hatte, diente zum Muster vielen anderen Mächten; jede hat etwas davon genutzt. Das Reglement, den wahren Dienst betreffend, ist selbst vom Friedrich dem Einzigen erhoben worden.

Eugene. — Mit Erlaubniß — hier muß ich bedauren, daß du die Kroaten und die Granitzer zu viel regulirt hast. Sie waren zu meinen

Zeiten leichte Truppen, die nicht in der Schlacht-Ordnung gebraucht wurden, sondern nur die Vorpostendienste versehen mußten. Du wirst aus Erfahrung die Wichtigkeit des Vorpostendienstes wissen. An ihrer Treue ist alles gelegen; ein einziger Ueberläufer schadet mehr, als viele andere. Diese Leute waren Eigenthümer, hatten ihre eigene Sprache, die bey dem Feinde niemand sprach. Ihr Eigenthum, ihre Sitten, und ihr Hab und Gut hat sie, so zu sagen, an die Treue angekettet. — Sie hatten keine solche Disciplin, die bey regulirten Regimentern nöthig ist, und alles dies zusammen genommen hat sie zu treuen und guten Vorpostendiensten gemacht. Du hast sie regulirt, und durch eben diese Regulirung hast du ihren Geist, der bey der Armee im Felde so nützlich war, daß sie ruhig schlafen konnten, und durch Vorpostendienste nicht ermattet wurden — in eine Regel eingeschränkt, die ihn hernach ganz verändert hatte.

Lacy. — Ich sehe nun, daß ich hier wie in der Oberwelt die nämlichen Einwürfe zu beantworten habe. Mein ganzes System gieng dahin, der Armee eine Ordnung, die ich vorhin nicht fand, beyzubringen, woraus eine gleiche Forme des Ganzen entstehen mußte. Dies war um so nöthiger, weil die österreichische Monarchie aus so vielen Na-

tionen, die in der Sprache und in den Sitten von einander unterschieden sind, zusammen gesetzt ist. Meine Absicht war, diese Armee in einen gleichförmigen militairischen Geist zu nationalisiren. — Und diesen Zweck habe ich ziemlich erreicht.

Eugene. — Groß und erhaben sind die Früchte deines Unternehmens. Deine Verdienste um die österreichische Monarchie haben die Armee und jeden Soldaten zu Zeugen. Du wirst aber vermüthlich nach dem französischen Kriege vieles verändert haben. Andere Zeiten, andere Maasregeln.

Lacy. — Die Monarchie hat freylich jetzt eine andere Lage erhalten; mehr als vorher konzentrirt, mit anderen Gränzen umgeben, wird sie die Grundsätze meines defensiven Systems noch besser nutzen können. Was an der Armee zu ändern ist, weis der Held, der mit ihr so oft siegte. Der Erzherzog Karl ist an ihrer Spitze.

Eugene. — Welchen Namen hast du ausgesprochen! Karl ist an der Stelle, wo wir waren; er ist durch Liebe, durch Tapferkeit, durch Siege dahin gekommen. Ich habe dich eben aufgesucht, um dir ein Cirkular-Rescript zu zeigen, welches dieser Held an sämmtliche Generalkommandanten ergehen ließ. Es ist eigentlich eine Verbesserung

deines Geschäfts-Systems. Ich will dir den ganzen Hergang, der diese Verbesserung herbeyführte, erzählen. — Es war sonst in Uebung, daß jede Militairbehörde und so auch der Hofkriegsrath von ihren Verhandlungen von Zeit zu Zeit die Abschrift der Protokolle, sogenannte Elemhen, oder kurze Auszüge u. s. w. der höheren Behörde angeben mußten, welche dann entweder mit oder ohne Bemerkungen zurückgesendet wurden, und wodurch die Absicht erreicht werden sollte, die Geschäftsführung eines jeden in allen einzelnen Stücken zu kontrolliren. Man konnte aber daraus nicht ersehen, was dann eigentlich durch diesen Detail im Ganzen geleistet worden sey? welchen Erfolg die Verordnungen gehabt haben, was noch zu thun übrig bleibe, und wie die Sachen eigentlich in jedem Departement stehen. Als nun der Erzherzog Karl ans Kriegs-Ministerium kam, so schafte er mit ausdrücklicher Genehmigung Sr. K. K. Majestät, alle diese Protokolle, Elemhen, Eingaben ꝛc. nur mit Ausnahme der wesentlichsten unter den letzten ab, und verordnete, daß alle sechs Monate von jeder unteren Behörde an die obere ein zusammenhängender Administrations-Bericht erstattet werden solle, worin die Sachen mehr im Ganzen und im Zusammenhang betrachtet, aus dem gesammten kur-

renten Detail fruchtbare Resultate zusammengefaßt, eine belehrende Uebersicht der Geschäftsführung gewährt, der Erfolg aller Verfügungen geschildert, und der eigentliche Zustand jedes Militair-Zweiges beschrieben werden solle rc. Es kamen daher zum Theil die zweckwidrigsten Arbeiten ein, man mißdeutete zum Theil absichtlich den Sinn der Allerhöchsten Instruktion, man suchte die Abfassung jener Administrations-Berichte als äusserst schwierig oder unmöglich darzustellen, einige, denen es nicht an Fähigkeiten mangelte, lieferten gerade die schlechtesten von allen, in der Absicht, durch ihre Weitläuftigkeiten und Trockenheiten so zu ermüden, daß es von diesen Berichten wieder abkommen müsse.

Allein der Erzherzog setzte seine Befehle durch. Es wurde auf seine Veranstaltung ein General-Administrations-Bericht über das Kriegswesen abgefaßt, mit Auslassung dessen, was nicht zur Publizität geeignet ist, gedruckt, und mit einem Circulare-Inscript, welches einen nachdrücklichen Verweis für die einen, und eine weitere Instruktion für die anderen enthält, an alle Militair-Behörden gesendet, um sie theils von einem festen Willen, theils von der Form und Möglichkeit der Administrations-Berichte zu überzeugen. Auch sind bey diesem Anlaß zwey ansehnliche Männer, wel-

che sich als vorzügliche Widersacher dieser Administrations-Berichte gezeigt hatten, von Sr. Majestät entlassen worden.

Lacy. — Ich sehe aus allem, daß der jetzige erlauchte Kriegs-Minister die nämlichen Hindernisse zu bekämpfen hat, die mir in den Weg geworfen worden sind. Jede Neuerung bringt eine Reaktion hervor. Fast wollte ich sagen: — Der Mensch ist aus Gewohnheiten zusammengesetzt.

Eugene. — Dieses Cirkular-Rescript enthält in der ersten Abtheilung den Stand der Armee, und die Ergänzung derselben; hernach folgen die Beförderungen und Beurlaubungen, und die zweyte Abtheilung behandelt die Erfordernisse der Armee. Jedes Erforderniß hat seine besonderen Rubriken. Die Sanitäts- und Versorgungsanstalten sind in der österreichischen Monarchie besser als in irgend einem Staate eingerichtet. Zu Wien, Prag, Tyrnau, Leopoldstadt und zu Pettau sind Invalidenhäuser, die als Monumente des wohlthätigen Oesterreichs bewundert zu werden verdienen. Die dritte Abtheilung erörtert die militairischen Sicherheits-Anstalten, als Festung, Contumaz (Quarantaine), Gränz-Kordon ꝛc. — Hernach kommen Kirchensachen, Belohnungen, Ordnung und Richtigkeit in den Armee-Geschäften und Justitzgegenstän-

den. Merkwürdig ist es, wie auf Versorgungen darin gedacht worden ist. Ausser den Stiftungen des Neustädter Kadettenhauses und der Ingenieur-Akademie für Offizierskinder sind auch überall Regiments-Erziehungshäuser für Soldatenkinder errichtet. Sogar für alte oder gebrechliche Soldatenweiber sind in bürgerlichen Armenhäusern und Spitälern der deutschen Erbstaaten eine beträchtliche Anzahl von Versorgungsplätzen bestimmt, wo dieselben theils mit, theils ohne Quartier Unterhalt erhalten.

Lacy. — Diese Obsorge war zu allen Zeiten unserer gutmüthigen Regierung eigen.

Eugene. — Es wird also jetzt alle sechs Monate ein Bericht von verschiedenen militairischen Behörden eingegeben, worin Wahrheit, Deutlichkeit und Präzision herrschen soll, statt der vorherigen eingesandten mannichfaltigen Eingaben, welche die Zeit zu wesentlicheren Geschäfteu raubten, und den Hauptzweck nicht erfüllten. Man sieht daraus die rastlose Thätigkeit, mit welcher der erlauchte Kriegs-Minister, der den eben so thätigen Staatsrath von Faßbender an seiner Seite hält, die Vereinfachung der Geschäfte und die Ansicht im Grossen veranstaltet. Er wird dadurch auch seinen Untergebenen, wenn sie noch kurzsichtige Arbeiten zu besorgen gewohnt sind, eine Art von großen An-

sichten einflößen, und den großen Zweck, wozu sich alle Geschäfte konzentriren, kennbarer machen. In dieser Rücksicht ist der Administrations-Bericht ausserordentlich belehrend, und verschaft auch jedem die Gelegenheit, seine Kenntnisse zu entwickeln, wie auch, sie an den Tag zu legen.

Lacy. — Ich muß gestehen, daß diese Art, die militairischen Geschäfte zu behandeln, großen Nutzen habe. Aber bey der Entstehung meines Systems konnte ich sie nicht gleich einführen, ich mußte erstens den ganzen Zustand des Militairs aus einer Unordnung herausziehen, die in den damaligen Zeiten, als ich aufgetreten bin, mehr einer Barbarey, als irgend einer anderen Anstalt zu vergleichen war. Ich mußte also mechanisch zu Werke gehen, und jene Formen einführen, die dem Militair eine gleichförmige Bildung einprägen sollten. Ich hatte alte Gebräuche und Unwissenheit zu bekämpfen. Nun, so wie die Nation mehr in der Aufklärung und in verschiedenen nützlichen Kenntnissen Fortschritte gemacht hat, kann man auch mehr von ihr fordern. Im siebenjährigen Kriege war es ein glücklicher Fond, wenn jemand, der lesen und schreiben konnte, Soldat geworden ist. Man trug ihm gleich eine Unteroffiziersstelle entgegen. Dieses war nicht allein bey uns; auch andere Ar-

meen fühlten diesen Mangel. Du kannst dir also, tapferer Eugene! leicht vorstellen, daß ich keine andere Art, die Armee zu bilden, ergreifen konnte, als jene der mechanischen Formen und leicht zu übersehenden Tabellen. Freylich hat dies den Regiments-Kommandanten viele Arbeit und häufige Schreibereyen verursacht. Ueberdies habe ich mich als den größten Feind alles Betruges dargestellt, und um diesen zu verhindern, mußte ich den Geschäftsgang mit so vielen Schreiberenen, die mir statt Zeugnissen dienten, verwickeln, daß man über mich von allen Seiten geklagt hat.

Eugene. — Dies ist leicht zu begreifen.

Lacy. — Aber nun, da die Armee durch die Formen zugleich zu einer Nationalarmee vereinbart worden ist, da Erfahrung der neueren Kriege und die Situation neuer Gränzen andere Maasregeln erheischt, und da die Fortschritte der Kultur weiter vorgerückt sind, — da muß ich bekennen, daß der erlauchte Held mein Werk, welches ich angefangen und angelegt habe, vervollkommnen kann und muß. Nichts ist einem großen Mann unmöglich; die Feinde können von seiner Größe nichts abnehmen. Er muß nur einen festen Willen haben, und diesen hat er.

Eugene. — Der Held Karl. — Bis morgen bey Kaiser Joseph!

Karl VII. und Karl Theodor, Kurfürst von Baiern.

Freytag den 4. Febr. 1803.

Theodor. — Unser Stammvater Wittelsbach war gestern recht munter; er fragte mich, was ich von dem jetzigen Zustande unseres Vaterlandes, von den Entschädigungen und von der Conzentrirung aller Bairischen Besitzungen halte.

Karl. — Ja, lieber Vetter, schon oft hat er mit mir darüber gesprochen. Anfangs wollte ihm die ganze Sache nicht gefallen. Aber ich habe ihn beruhigt. Es hat mich wirklich viele Mühe gekostet, bis ich ihm die gute Seite dieser Sache anschaulich machen konnte. Allezeit hat er mir den Verlust von Heidelberg und von der Pfalz vorgeworfen.

Theodor. — Auch mir macht er eine unangenehme Empfindung. Ich war in diesem Lande geboren und erzogen; ich war geliebt. Wie habe ich Mannheim erhoben! Inzwischen ist es mir lieb, daß die guten Pfälzer an Baden gekommen sind, einen besseren Fürsten hätten sie gewiß nicht bekommen können, wenn sie sich ihn selbst gewählt hätten.

Karl. — Unsere Besitzungen in Schwaben und in Frankenland, die uns zur Entschädigung zugefallen sind, können nicht anders, als eine große Wohlthat betrachtet werden. Vorher war alles zerstreuet, da ein Land, dort eine Besitzung. Kein deutscher Staat war so verstückelt. Nun ist alles beysammen; Baiern ist arrondirt. Dies hätten wir durch keinen Krieg, wenn er auch noch so glücklich gewesen wäre, erlangen können. Ich betrachte also den Revolutionskrieg, dessen Resultat so günstig für uns ausfiel, als eine Wohlthat für Baiern.

Theodor. — Auf einen Krieg durfte ich niemals denken, viel weniger auf einen glücklichen. Die zerstreute Situation meiner Länder hielt mich allezeit zurück, mich in die Händel anderer Mächte zu mischen. Ich mußte immer an der Politik künsteln. Die zerstreuten Stücke meines Staates setzten mich in die Nachbarschaft großer Mächte. Ich war Nachbar von Oesterreich, von Preußen, von Frankreich und sogar von Holland. Wenn diese Mächte in Krieg verwickelt waren, so war ich allezeit auf einem Flecke meiner Staaten dem Angriffe unterworfen. Ich mußte also die Politik so verfeinern, daß ich keine dieser Mächte zum Feind bekommen möchte. Eine solche Situation ist kritisch. Man muß sich drehen und wenden, um keiner

ner so bedeutenden Feindseligkeit ausgesetzt zu werden. Das Neutralitäts-System war also mein Loos. Mit Niemanden feindselig, aber auch mit Niemanden zu freundschaftlich, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Freylich bin ich gegen meinen Willen in den Revolutionskrieg hingezogen worden. Aber konnte ich anders? Ich habe alle Versuche angewendet, um neuteral zu bleiben, aber man hielt mir die Neutralität nicht.

Karl. — Dieser Krieg war eine Ausnahme von aller gewöhnlichen Politik — von Anfang bis zum Ende. Und in den Resultaten war er noch ausserordentlicher. Inzwischen hat er uns viel Gutes erwiesen. Wir haben viele zerstreute Stücke unseres Landes verloren, aber andere dafür erhalten.

Theodor. — Nicht allein erhalten, sondern was das Wichtigste ist, wir haben unsere Besitzungen konzentrirt, und, so zu sagen, um die Baierische Gränze herum gelegt.

Karl. — Nun hat sich also die politische Lage unseres Stammes geändert. Wir sind keine Nachbaren mehr von Frankreich. Mit Preußen gränzen wir nur von der Seite des Ansbachischen, welches von dem preußischen Staate abgesondert, und, so zu sagen, eine Insel ist. Im Bergischen nachbaren wir zwar auch an Preußen, aber ver-

muthlich wird auch dort eine Veränderung geschehen. Die einzige große Macht, die an uns gränzt, ist Oesterreich. Und auch in dieser Hinsicht ist unsere Situation verbessert, weil wir ein konzentrirter Staat sind, folglich alle unsere Größe in dieser Nachbarschaft versammlet haben. Ueberdies hat auch Oesterreich jene Länder abgegeben, die uns mit einem Tausche bedrohen konnten.

Theodor. — Wir können jetzt wirklich behaupten, daß unser Staat nach Oesterreich und Preußen in Deutschland der größte ist. Welche konzentrirte Stellung!

Karl. — Ein großer Theil des größten Flusses in Europa gehört uns. Die Donau von der Gegend ober Ulm bis nach Passau befeuchtet unseren Staat. Wir genießen der größten Länge in Deutschland derselben. Ich will nicht anderer Flüsse erwähnen, die durch das jetzige Baiern laufen. Alle zum Leben nöthige Bedürfnisse haben wir im Innern des Landes, selbst Weine, besonders den Steinwein, der mit Recht der edle genannt wird. Der Boden ist überall fruchtbar, so daß Baiern seinen Nachbarn noch viel von seinem Ueberflusse überlassen kann. Die Donau bietet die Leichtigkeit zur bequemen Ausfuhr dar.

Theodor. — Hast du dies Alles unserem Stammvater dargezeigt?

Karl. — Alles, mit einer Landkarte in der Hand.

Theodor. — Nun wundert's mich nicht, daß er so munter war.

Karl. — Ich habe mich auch in die höhere Politik mit ihm eingelassen. Baiern so arrondirt, wie es ist, kann ein wichtiges Gewicht auf die politische Wage einlegen. Seine Freundschaft wird gesucht, und seine Feindseligkeit, wenn es sich an eine von den großen Mächten anschließt, wird gefährlich werden können. Es muß Allianzen für seine Erhaltung suchen, und seine Stellung ist so, daß es wenig zu befürchten habe. Es braucht sich auch in keine Kriege einzulassen, und weil Oesterreich jetzt von Frankreich ganz abgesondert und nirgends mehr des französischen Staats Nachbar ist, so sind auch keine Kriege von dieser Seite zu befürchten. Der Baierische Staat liegt fast nicht allein in der Mitte von Europa, sondern auch in der Mitte von Deutschland. Ein herrliches Klima beleuchtet seine Fluren; ein munteres Volk mit alten deutschen Sitten frohlocket an der Landarbeit, die überall den Arbeiter mit Ueberflusse lohnt.

Theodor. — Die Industrie der Manufakturen und Fabriken ist zwar noch selten, aber nach und nach wird auch diese eingeführt. Vorher war sie in den zerstückelten Ländern schwer einzuführen, aber jetzt, da alles beysammen ist, wird sie nach und nach aufgemuntert, und unterstützt. — Viele Reformen sind schon im Inneren geschehen. Man ist aber auf das Alte gewöhnt, und es zeigte sich hin und her eine unbehagliche Aufmerksamkeit und Staunen.

Karl. — Dies ist allezeit bey Neuerungen die Folge. Aber die Leute bedenken nicht, daß sich die Situation des Staats verändert, und daß er eine ganz neue Gestalt erhalten hat. Die zerstreute Stellung der Besitzungen mußte andere Absichten, andere Maasregeln, andere Regierungsart und andere Direktionen nehmen. Jetzt müssen große Ansichten vervollkommnet; konzentrirte Anstalten getroffen, und nützliche Anwendungen zum Ganzen herbeygerufen werden. Dies veranlaßt eben die Neuerungen, die vielen noch unbegreiflich vorkommen; man wird aber bald sehen, zu welchem Zwecke diese Bestrebungen dienen.

Theodor. — Es ist mir lieb, lieber Vetter! daß wir uns hier angetroffen haben. Ich verlasse diese Unterredung mit mehr Zufriedenheit, als

ich sie angefangen. Welche Wonne, über unsere Baiern, die mich noch, ich weiß es, lieben, eine Unterhaltung zu hören; über das Glück unseres Volks und unserer Nachkommenschaft.

Karl. — Unser Stammvater unterhält sich so gern über diesen Gegenstand mit mir; ich gehe hin zu ihm.

Theodor. — Ich werde gleich nachfolgen; nur will ich noch etwas über die Schweizer, unsere Nachbaren, in den Zeitungen lesen.

Tippo Saheb und Washington.

Dienstag den 10. Mai 1803.

Washington. — Nicht doch, unglücklicher Tippo! nicht unsere große Macht als die deinige hat uns von den Engländern befreyet, sondern die Uebereinstimmung, und der Gemeingeist, den wir in Amerika zu konzentriren wußten, gab dem neuen Staate eine von der ganzen Welt angestaunte Unabhängigkeit.

Tippo. — Der Gemeingeist, und der Gemeinhaß gegen die Engländer war in mir eingeschlossen; ich habe ihn von meinem Vater Hyder Aly geerbt. Aber meine Situation war von der eueren sehr verschieden. In Amerika war keine andere Macht, die euch an eueren Entwürfen hindern konnte; selbst euere Nachbaren, die Spanier, haben euch in euerem Vorhaben begünstigt. Die Maratten, der Nizam, und andere Fürsten, die meine Nachbaren waren, haben sich für die Engländer erklärt, und waren ihre Alliirte. Ich mußte also gegen drey Mächte Krieg führen, da ihr in Amerika nur die Engländer allein zu bekriegen hattet.

Washington — Du hast von deinem Vater 50,000 Mann gut disziplinirter Infanterie, und 18,000 Mann gut berittener Kavallerie geerbt. Eine solche Macht konnten wir nicht aufweisen.

Tippo. — Ihr hattet auch keine Maratten, und keinen Nizam zu bezwingen.

Washington. — Dreyßig Millionen Rupien (20 Millionen Thaler) jährliche Einkünfte. Welche Summe! wir hatten nichts als freywillige Beyträge, als unsere Aufopferung selbst, und ein Kredit von Papier, der Anfangs ziemlich schlecht gieng.

Tippo. — Erlaube mir, Washington! der wahre Weg von Frankreich nach Amerika; die

schnellere Hülfe; die leichtere Kommunikation — alles dies zusammen genommen, hat euch begünstiget. Ich war weit entfernt, durch die Domination der Engländer, die auch damals schon die Herren in Mysore spielten, von meinen Alliirten, folglich auch von ihrer Mitwirkung und Hülfe abgeschnitten. Um mein Reich herum wußten die Engländer alle Fürsten in ihre Allianz zu ziehen. Ich war wie eine Insel, allein; überall von Feinden umrungen, und mußte endlich unterliegen.

Washington. — Ich muß wirklich gestehen, daß deine Situation, weit von der unsrigen verschieden war. Aber du hättest mit deinen Alliirten die nämliche Politik anwenden sollen, die die Engländer gebraucht haben. Du hättest die benachbarten Fürsten und Häupter in deine Allianz anlocken, ihnen von den Eroberungen, die ihr über die Engländer gemacht haben würdet, großen Theil versprechen sollen. Aber du hast die Maratten, weil sie sich der mahometanischen Philosophie nicht ergeben wollten, verfolgt, und über 70,000 Christen aus eben dieser Ursache verjagt. Das war unpolitisch, unglücklicher Tippo!

Tippo. — Wir wollen unsere beyden Situationen aus einem anderen Gesichtspunkte in Betrachtung fassen. Du wirst mir eingestehen, daß

die europäischen Mächte unsere Politik dirigirt haben. Sie haben uns zur Erfüllung ihrer Absichten als Instrumente gebraucht. (Washington und Tippo waren zwey Personen, die, in verschiedenen Theilen der Welt gestellt, jeder nach der europäischen Pfeife tanzen mußte.)

Washington. — Da sagst du mir nichts neues. Aber dieser Tanz nach der europäischen Pfeife konnte unsere beyderseitige Situation glücklicher machen; wir mußten so klug seyn, einen guten Nutzen daraus zu ziehen.

Tippo. — Aber nur weiter; wir müssen diesen europäischen Einfluß auf seine weiteren Absichten ausdehnen. In Ostindien, auf der Asiatischen Halbinsel von Coromandel und Malabar, hinauf gegen den Mogol zu, sind die Engländer unumschränkte Herren und Besitzer dieses Paradieses der Welt. Mit einem Wort, sie sind Herren von Ostindien. Durch die Ueberwältigung meines Reichs (denn nur ich allein konnte ihnen noch widerstehen) haben sie diese Oberherrschaft erobert.

Washington. — Aber auf der andern Seite — in Amerika eine ungeheuere große Beherrschung durch unsere Unabhängigkeit verloren.

Tippo. — Durch die feyerliche Erklärung, daß ihr als ein Staat anerkannt seyd? durch euere Unabhängigkeit?

Washington. — Ja, durch unsere Unabhängigkeit, die sich von Jahr zu Jahr vergrößert, und konsolidirt. Im Jahre 1790 bestund die Population des Nordamerikanischen Freystaats aus 3 Millionen 929,325 Freyen, und 697,697 Sclaven. Als man im Jahre 1800 eine Volkszählung veranstaltete, fand man 5 Millionen 214,801 Freye, und 876,790 Sclaven. Folglich besteht jetzt die Bevölkerung aus 6 Millionen 91,591 Seelen. Sie hatte sich in einem Zeitraume von zehen Jahren um 1 Million 285,476 Freye, und 179,093 Sclaven, in allem um 1 Million 464,569 Seelen vermehrt. Jedes Jahr dieser Epoche hatte, im Durchschnitte gerechnet, das Gebiet der vereinigten Staaten mit 146,457 neuen Einwohnern bevölkert.

Tippo. — Und das gelbe Fieber?

Washington. — Ungeachtet dieser schrecklichen Landplage, bedenke es nur! ungeachtet dieser gräulichen Pest steigt doch die Bevölkerung von Amerika.

Tippo. — Es wird bald anders kommen.

Washington. — Wie verstehst du das? wie anders kommen?

Tippo. — Ihr seyd seit euerem Freyheitskriege in eine schöne und kostenlose Ruhe gekommen. Kein Krieg hat euch entvölkert, keine Politik eueren glücklichen und ruhigen Zustand angetastet. — Dieser Zustand bekommt nun eine große Veränderung. Frankreich hat in euerer Nachbarschaft große Ausdehnung zu erwarten. Die ganze Insel St. Dorvejo, die es nur kaum zur Hälfte in Besitz hatte, die Louisiana und vermuthlich auch die Floriden sind ihm zu Theil geworden. Frankreich überwiegt also den englischen Besitz in Westindien; es muß zur herrschenden Macht dort werden, denn die Spanier, und die Holländer, die ihre Besitzungen dort haben, sind in solche Umstände versetzt, daß sie allezeit mit Frankreich halten müssen. Berechnet man die spanischen, französischen, und holländischen Besitzungen, die einer vereinigten Direktion immer folgen müssen, so überwiegen sie gewiß die Macht der amerikanischen Staaten.

Washington. — Dann werden wir uns mit England alliiren.

Tippo. — Sage lieber — dann werden wir in alle Kriege, die zwischen Frankreich und England geführt werden, gezogen. Dann werdet ihr Feinde von Süd und Osten haben; dann werdet ihr Kriege mitführen müssen; Angriffe, die von

den französischen und spanischen Besitzungen gemacht werden, werden euch necken, schwächen, und mit dem gelben Fieber zum Hinfallen bringen. O Freund! bedenke diese Aussichten!

Washington. — Es ist eben jetzt ein neuer Krieg . . .

Tippo. — Ein neuer Krieg? der Anfang des Antheils, den ihr an den europäischen Händeln nehmen müsset? der Anfang der Eilfertigkeit, mit welcher ihr in die Politik verwebt werdet? der Anfang der Versuche euerer kriegerischen Macht?

Washington. — Laß uns zu dem Bild der Vorsehung gehen — du, die erste Person von Ostindien — ich, die erste Person von Westindien — dort werden wir die Zukunft abwarten.

Biographie.

Tippo Saheb, Sultan von Mysore, der Sohn und Nachfolger des berühmten Eroberers Hyder Aly, geboren 1749, kam nach dem Tode seines Vaters, am 9. Nov. 1782, zur Regierung. Er erbte von demselben einen Krieg gegen die Engländer, den er am 11. März 1784 durch den Frieden zu Mangalor, zwar ohne Eroberung, aber auch ohne Verlust endigte. Jetzt besaß er ein Reich, das 4600 Quadratmeilen im Umfange hatte, und

über dreissig Millionen Rupien oder zwanzig Millionen Thaler jährlicher Einkünfte abwarf. Auch er war eroberungssüchtig, wie sein Vater, aber er war bey allen seinen Vergrößerungskriegen weniger glücklich, und was er während seiner Regierung erwarb, gieng bald wieder verloren. Ihn beseelte übrigens ein Feuereifer, die Heiden zur Annahme des Korans zu zwingen; daher wurden auf der malabarischen Küste Braminen halbtodt geprügelt, wenn sie ihren Glauben nicht verläugnen wollten, oder mit Gewalt beschnitten. Die Christen, welche sonst in Mysore und Canara sehr zahlreich waren, ließ er nicht besser behandeln, daher unter seiner Regierung 70,000 christliche Einwohner allein aus Canara auswanderten. Nach englischen Berichten, den einzigen, die man über seine Regierung hat, war er ein harter, heftiger und geiziger Tyrann, aber in der Vertheidigung seines Landes, Verstärkung seiner Festungen, und diese mit allen Vorräthen zu versehen, sparte er seine Schätze nicht. Seine Regierung zeichnet sich vornämlich durch zwey Kriege aus, die er mit den englischen Präsidentschaften Madras und Bombay führen mußte. Der erste Krieg brach 1789 aus, weil Tippo die Engländer aus Tellicherri, einer auf seinem Gebiete gelegenen Festung, zu vertrei-

ben suchte, auch ihren Alliirten, den Rapah von Travancore, in seinen Ländern beunruhigte. Dieser Krieg endigte sich für ihn 1792 sehr unglücklich damit, daß er die Hälfte seines Landes an seine Feinde abtreten mußte. Er besaß jetzt noch ein Reich von 2300 Quadratmeilen, aus welchem er wenigstens 1,750,000 Pf. Sterling oder 10,500,000 Reichsthaler Einkünfte hatte. Davon konnte er freylich nicht mehr eine Armee von 18000 Reitern und 50,000 Mann gut disziplinirter Infanterie, wie vor demselben, unterhalten, aber unter einer aufmerksamen, milden Regierung mußten sich innerhalb seiner neuen Gränzen die Nachwehen des Krieges allmählich verlieren. Er konnte auch erwarten, daß die Eintracht zwischen den wankelmüthigen Maratten, dem schwachen, unkriegerischen Nizam und den von beyden beneideten Britten nicht von langer Dauer seyn könne. Bey dieser wahrscheinlichen Voraussetzung besaß er noch Kräfte genug, sich dereinst wegen der Zerstückelung seines Reichs entweder an den Maratten oder dem Nizam empfindlichst zu rächen. Aber unglücklicherweise ließ er sich von Frankreichs Emissarien, die seit 1763 an allen indischen Höfen zu finden waren, zu früh verleiten, gerade den mächtigsten dieser Bundesgenossen anzugreifen, ehe noch ein Schein von Unterstützung vor-

handen war. Der neue letzte unglückliche Erfolg dieses dritten Krieges mit den Engländern ist bekannt, daß in demselben die Engländer die beyden Provinzen Mysore und Canara in kurzer Zeit eroberten, Tippo Saheb beym Sturme seiner Hauptstadt Serigapatam am 4. Mai 1799 das Leben verlor und diese nebst seiner Familie und den dort aufgehäuften Schätzen eine Beute der Sieger wurde. Tippo Saheb war der erste, der den Titel eines Sultans von Mysore annahm, und er betrug sich in allen Stücken als ein unabhängiger Monarch. In seinen Staaten scheint er eine strenge, aber keine schlechte Regierung geführt zu haben. Man fand sie, selbst nach dem blutigsten Kriege, in wenigen Jahren wieder blühend und volkreich, und seine Unterthanen, selbst die Hindner, ungeachtet seines Verfolgungsgeistes, der auf der malabarischen Küste so schrecklich gewüthet hatte, waren mit ihm zufrieden. Zum Kriege hatte er mehr Lust, als Fähigkeit, ob es ihm gleich an andern Talenten nicht fehlte. Er war für einen indischen Fürsten lehrbegierig und gelehrt, wie seine hinterlassene Bibliothek beweiset, und was man sonst Männer seines Standes eben nicht vorzuwerfen hat — ungemein schreibselig. Der schlimmste Zug in seinem Charakter war eine brutale Grausamkeit. Er gefiel

sich in dieser Aehnlichkeit mit seinem Lieblingsthier, dem Tieger. Die besseren Züge waren eine nicht zu ermüdende Thätigkeit und eine unerschütterliche Festigkeit. Sein gränzenloser Ehrgeiz, der allen seinen Nachbarn drohte, und sein Haß gegen die Engländer, den er von seinem Vater geerbt hatte, war die Quelle seines Untergangs. Die Engländer, als die eigentlichen Besieger Tippo Sahebs, machten die Theilung seiner Staaten, und nahmen für sich den größten und besten Theil, die Festung Seringapatam, die Küste Canara, die große Provinz Coimbatoor u. a. m. Der Subah von Decan, der als Bundesgenosse der Engländer zur Bezwingung Tippo Sahebs thätig mitgewirkt hatte, nach den Einkünften gerechnet, beynahe eben so viel, als die Engländer, einen zusammenhängenden Landstrich von 480 Quadratmeilen. Die Maratten, als der dritte Bundesgenosse gegen Mysore, bekamen 288 Quadratmeilen, und den Rest von 1190 Quadratmeilen gab man einem Nachkommen der alten rechtmäßigen Rajahs, dem Prinzen Kisna Raige, der, erst 5 Jahre alt, am 24. Jun. 1799 in der neuen Residenzstadt Mysore feyerlich eingesetzt wurde.

Freyherr von Knigge an den Verfasser des Triumphes der Philosophie.

Freitag den 3. Juny 1803.

Ich hoffe doch, es sey Ihnen, mein Herr! nicht Ernst gewesen, als sie in ihrem Triumphe der Philosophie zu behaupten suchten, daß die Jakobiner in Frankreich zu der in Deutschland so berühmten Sekte der Illuminaten gehören. Sie erweisen dadurch den Illuminaten eine unverdiente Ehre, 'oder wollten Sie ihnen vielleicht damit ein Kompliment machen?

Ihre Schrift, ich gestehe es, enthält viele nützliche Thatsachen und Wahrheiten; sie schildert die Geschichte und den Lauf der Veränderungen, der Opinionen, die seit dem letzten Jahrhundert eine andere Richtung bekommen haben *). In dieser Zusammenstellung, und in dieser Ansicht ist ihr Buch merkwürdig, und verdient gelesen zu werden; aber daß die Jakobiner in Frankreich ihre Lehre aus der Schule der deutschen Illuminaten geschöpft haben,

*) Sie wurde bereits öfter aufgelegt.

haben, oder daß sie zusammen in einem genauen Zusammenhange war, dieß muß ich, als ein wichtiger Genoße dieser Heimlichkeiten, mit Ihrer Erlaubniß, läugnen und widersprechen.

Haben Sie die Jakobiner, seit ihrer Entstehung, bis auf die gräulichen Zeiten ihrer Wuth, mit dem Scharfblicke, der dazu nöthig ist, beobachtet? Haben Sie sie in dem Laufe der traurigen Begebenheiten mit Ausspähungsgeiste auf allen ihren Wegen begleitet? Es mag seyn, daß sie manches angenommen, was den Illuminaten eigen war; manches, was man ihnen aufbürdet, aber unter einem Schuldache waren sie nie beysammen, und weder Korrespondenzen noch andere Vermengungen, die doch bey einer solchen gesellschaftlichen Verbindung bestehen hätten müssen, können dargelegt werden. Es ist überhaupt dem französischen, von Ludwig dem 14ten erzogenen, Geiste nicht angemessen, sich nach einem deutschen Opinionssysteme zu modeln, vielweniger sich ihm zu unterwerfen. Der Illuminatismus war in Deutschland erfunden worden, und hat die Gränzen seines Vaterlandes nie überschreiten können.

Beobachten Sie ein wenig den Anfang der Jakobiner; es haben sich Menschen von verschiedenen Klassen klubbisirt, die, wenn man die Wahr-

heit belauschen und gestehen will, etwas suchten, ohne zu wissen, was; der Drang der Umstände und der Empörung hat sie zusammengebracht; jeder opferte seine Opinion auf diesen Altar der Zerrüttung. Einige brachten aus den Zeiten der Frohne, der Ligue, und der vormaligen Revolutionen Frankreichs eine Nachahmung mit; andere schöpften aus den Epochen des Johann von Valois, des Prevot, des Marchands Marcel; noch andere bildeten ihren revolutionären Gang nach dem griechischen oder römischen Revolutionssysteme, und sogar nach dem so beliebten Roman des Anacharsis. Alle diese heterogenen Theile wurden in den Tiegel geworfen, ohne daß man behaupten konnte, welches Produkt in dieser politischen Chymie herausgebrannt wird. Nur das Caput mortuum blieb am Ende übrig.

Und wenn der deutsche Illuminatismus seine Schule bis nach Frankreich eingesiedelt hätte, wären nicht die deutschen Schulmeister bey dem Ausbruche dahin gelaufen? hätten sie nicht ihre Mitgenossen zu unterstützen gesucht? — Sie sind alle zu Hause geblieben, und sperrten Maul und Ohren auf, um zu erfahren, was endlich daraus werden wird.

Es ist nicht zu läugnen, daß in Frankreich unter der Fahne des Voltaire eine Art von Verschwornen gegen das Christenthum sich angesponnen, die dasselbe mit Witz und Hohn angegriffen. Es ist auch offenbar, daß die dortige Regierung viele Unzufriedene gemacht, die eine Veränderung wünschten; noch unläugbarer ist es, daß der Herzog von Orleans seinen Reichthum verschwendet hat, um sich einen Anhang zu erkaufen. Aber alle diese drey Zweige haben den deutschen Illuminaten die Ehre nicht erwiesen, auf ihren Stamm gepfropft zu werden. Die Jakobiner waren ein Gemengsel aller der drey Zweige und noch anderer Impulsionen; fast alle Opinionen sind zu ihnen gebracht worden, nur jene des Illuminatismus nicht.

Die Welt ist Ihnen, mein Herr! großen Dank schuldig, daß Sie die Geschichte des Philosophismus des 18ten Jahrhunderts, dessen Fortgang und Ausbreitung, und den großen Wandel der Dinge, der endlich daraus aufgebraust ist, herausgegeben haben. Die Welt, wie Sie richtig bemerken, wird durch die Meinungen regiert, und diese Meinungen sind es, welchen die Staaten und die Regenten ihre Ruhe, ihre Erhaltung, und ihr Wohl vornehmlich zu verdanken haben. Werden

die Meinungen unglücklicher Weise in dem philosophischen Wahn erzogen, daß diese oder jene Staatsverfassung ungerecht, oder drückend ist; daß sie ihren Rechten Eintrag thue; daß eine Veränderung zu wünschen, und Jeder sie vorzunehmen befugt sey, so kommunizirt sich dieser Wahn von Munde zu Munde, von Hohen auf die Niedrigen, und es entsteht eine gefahrvolle Mehrheit daraus, die bey der ersten Aufbrausung alles über Haufen wirft, ohne zu wissen, wie, und was aufgebaut werden soll.

Ich habe, leider! zu dieser Wahrheit durch Erfahrung geführt werden müssen, um sie zu erkennen, und um sie in ihrem ganzen Umfange zu fühlen. Meine letzten schmerzhaften Tage sind gegen meine vorige Denkart als Zeugen meines Irrthums gestanden; ich habe allen Zusammenhang mit den verschiedenen Sekten der geheimen Gesellschaften aufgehoben; ich hätte gewiß eine neue Bahn betreten, wenn mich der Tod der Welt nicht entrissen hätte. — Aber behaupten kann ich mit Zuverläßigkeit, daß den deutschen Illuminaten die Ehre nicht wiederfahren ist, die Jakobiner zu Schülern gehabt zu haben.

Dies ist eigentlich, was ich Ihnen zur Rettung der Wahrheit sagen wollte. Was die jetzt

durch Erfahrung erzogene Meinungen hervorbringen werden, und wie viel die Revolution der Kultur geschadet oder genutzt haben wird, ist leicht zu vermuthen. Andere Grundsätze werden aufgestellt, und die Erfahrung wird jede Meinung in gewisse Einschränkungen setzen, um nur das Gute zu greifen, und um dem Uebel vorzubeugen. Dies ist meine Ansicht, die ich hier aufzeichne. Glück und Wohl den Lebenden auf der so schönen Welt, die auf eine Zeit zerstört wurde! — Leben Sie wohl — glücklicher werden Sie gewiß leben als ich.

Biographie.

Von Knigge, (Adolph Franz Friedrich, Freiherr) Oberhauptmann und Scholarch in der Reichsstadt Bremen, ward gebohren am 16. Oktober 1752 auf seinem Gute in Bredenbek, anderthalb Meilen von Hannover. Sein Vater, Philipp Carl Freiherr von Knigge, Herr von Bredenbek und Pattensen, Erbherr von Levesten und Thale, war in hannövrischen Diensten Oberhauptmann, hatte die Calenbergische landschaftliche Rathsstelle im Hofgerichte und war Deputirter der Ritterschaft dieses Fürstenthums; auch Doktor der Rechte, und hat ausser einigen kleinen philosophischen Abhandlungen geschrieben: Diss. inaug. de

castrorum in Germania natura et indole, und eine Comment. acad. de habitu religionis ad gentes, beyde Göttingen 1747. Seine Mutter war eine gebohrne Freyin von Knigge, aus dem Hause Thale, die ihm aber früh durch den Tod entrissen wurde. Bis in sein 14tes Jahr genoß er Privatunterricht in seines Vaters Hause und dieser sparte nichts an seiner Erziehung. Er gab ihm geschickte Hofmeister und ließ ihn in Sprachen, Vorbereitungswissenschaften, in schönen Künsten und auch praktisch in einigen Handwerken unterweisen. Unter seinen Lehrern haben sich die beyden Brüder, Johann Adolph und Johann August Schlegel in der gelehrten Welt bekannt gemacht. Dabey bemühte sich sein Vater, ihn früh mit der Welt bekannt zu machen, that ein paar Reisen mit ihm und verschaffte ihm, bey dem großen Aufwande, den er machte, Gelegenheit genug, mit allerley Gattungen Menschen umzugehen. Im Jahre 1766 starb aber derselbe und hinterließ ihm zwar große, aber äußerst verschuldete Güter. Seine Vormünder vertrauten ihn nun der Aufsicht des Kammersekretairs Augsburg an, der schon mehr junge Edelleute gebildet hatte, und hier genoß er guten Unterricht, bis er um Michaelis 1769 nach Göttingen gieng. Nach anderthalb Jahren wurde

er bey einer Reise nach Kassel vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor bey der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, bekam aber noch einen anderthalbjährigen Urlaub, um seine Studien fortzusetzen. Diese Zeit brachte er auch in Göttingen zu, kam 1772 wieder nach Kassel, und verheirathete sich im folgenden Jahre mit einer Hofdame, Henriette von Baumbach, mit der er 1775 eine Tochter, Philippine Auguste Amalie, zeugte, die als Verfasserin mehrerer Schriften rühmlich bekannt ist. Er arbeitete unter dem Minister Waitz von Esche.. und dessen Nachfolgern fleißig bey der Kammer fort, widmete seine Erholungsstunden den schönen Künsten und vorzüglich der Musik und Komposition, wurde zur Direktion der damals errichteten herrschaftlichen Tabaksfabrike angesetzt, war Mitglied der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, und hatte überhaupt sehr gute Aussichten vor sich, als er, durch seine ökonomischen Umstände genöthigt, um seine Entlassung bat. Die Umstände, darin sein Vater ihm die Güter gelassen hatte, erforderten seine Gegenwart und nachher öftere Reisen in sein Vaterland. Dahin gieng er auch 1776 mit den Seinigen, und kehrte dann nach Hessen zurück, hielt sich einige Zeit bey seiner Schwiegermutter

(Luisen, geb. v. Boyneburg, hohensteinischer Linie aus dem Hause Reichensachsen) auf, besuchte darauf einige sächsische Höfe und wurde 1777 von dem Herzoge von Weimar und Eisenach zum Kammerherrn ernannt. In eben dem Jahre that er eine Reise nach Elsaß und Lothringen über Hanau, Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe, besuchte diese Höfe, und zog dann im Sommer 1777 mit seiner Familie nach Hanau, von da 1780 nach Frankfurt oder vielmehr bey Frankfurt in eine ländliche Wohnung, 1783 aber nach Heidelberg. Im Jahre 1790 gieng er als Oberhauptmann und Scholarch nach Bremen, und hier starb er am 6. May 1796, nicht mehr als 44 Jahre alt. Seine letzten Lebensjahre wurden durch eine anhaltende schmerzhafte Krankheit sehr verbittert; doch raubte ihm diese nie ganz den ihm eigenthümlichen frohen Sinn und den Muth, für Unterhaltung und Nutzen seiner Mitmenschen zu arbeiten. Knigge war einer der merkwürdigsten Menschen seiner Zeit, der in einem nicht sehr langen Zeitraume, auf mannigfaltige Art, besonders auch als Schriftsteller, auf seine Zeitgenossen wirkte. Er hatte dazu die ausgezeichnetsten Talente, Witz, Laune, Scharfsinn, eine blühende Darstellungsgabe, und die lobenswürdigste Freimüthigkeit, die

er vornehmlich zur Verbreitung gemeinnütziger politischer Wahrheiten anwandte. Seltene Welt- und Menschenkenntniß; Neuheit und lehrreiches, anziehendes Interesse der Hauptbegebenheiten, wie der damit verknüpften Nebenumstände; richtige Schilderung, und getreue lebendige Darstellung der handelnden Personen nach ihren Gesinnungen, Fähigkeiten und Verhältnissen; Reinigkeit und Anmuth der Schreibart, sind vornehmlich die Eigenschaften, durch die er sich als Romandichter auszeichnet, daher seine Schriften in diesem Fache: der Roman meines Lebens, 4 Theile, 3te Aufl. 1783; Geschichte Ludwigs von Seelberg, 2 Theile, 1787; Geschichte des armen Herrn von Mildenburg, 3 Theile, 1789; Geschichte Peter Clausens, 3 Theile, 2te Auflage, 1794; Geschichte des Amtsrath Gutmann, 1794; so wie die satyrischen Schriften: von Schaafkopfs hinterlassene Papiere, 1793; Reise nach Frizlar, 1795 rc. mit dem allgemeinsten Beifalle gelesen wurden. Sein Werk: Ueber den Umgang mit Menschen, hat bey seinem Leben 5 Auflagen erlebt, und ist für alles, was lesen kann, ein sehr lehrreiches und unterhaltendes Buch *).

---

*) Ist seither wenigst noch 5mal neu aufgelegt, und auch oft nachgedruckt worden.

Seine Freymüthigkeit, die er besonders in den Schriften: Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien, 2 Theile, 1791, und Wurmbrands politisches Glaubensbekenntniß 1792 an den Tag legte, zog ihm viele Anfechtungen zu, und er wurde unter andern in einen langwierigen Injurienprozeß mit dem Ritter von Zimmermann verwickelt, der sich zum Nachtheil des letztern endigte. Für Freymauerey und Illuminatismus war er in jüngern Jahren sehr thätig, und er giebt darüber, so wie über geheime Gesellschaften überhaupt, in der Schrift: Philes endliche Erklärung über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden 1788, wichtige Aufschlüsse.

An Alois Blumauer.

Oberwelt.
Dienstag den 25. Oktober 1803.

Die Ansicht, die Europa im Laufe gegenwärtigen Jahres gewährt, kümmert uns nicht. Ob die Continental-Mächte nicht ihre Gesinnungen ändern würden, wenn Frankreich zu seiner Conti-

nental-Größe durch die Demüthigung Englands noch die Herrschaft der Meere fügte? Ob sie sie nicht ändern würden, wenn England durch Frankreichs Demüthigung seinen See-Codex noch drückender machte? Was der Ausgang von diesem Kampfe, was seine Folgen im Falle des Sieges der furchtbarsten Seemacht, und was sie im Falle des Triumphes der wichtigsten Landmacht für jede der einzelnen Continental-Staaten, was für die Menschheit seyn werden? — darüber liegt der Schleyer, den wir nicht wegzuziehen vermögen. Und was bekümmert sich der Travestirer des Aeneis im Reiche der Todten darum?

Darum will ich diese so gespannte Saite nicht berühren, aber eine weit wichtigere Erscheinung soll dich, launigter Blumauer! travestiren; es ist der neue in Frankreich erschienene Kalender oder Taschenbuch für Leckermäuler, der deine Laune gewiß interessiren würde, wenn du noch unter uns auf der Oberwelt dein Leckermaul travestiren möchtest. Aber ils sont passés ces jours! — du hast dich von den Lebendigen zu den Todten travestiren lassen müssen.

Inzwischen wirst du wohl schon zu deinen Zeiten wahrgenommen haben, daß alle menschlichen Kenntnisse, Wissenschaften und Künste jetzt in Zei-

tungen und Kalendern erlernt werden können. Die edle Kochkunst hat sich bisher nicht gewagt, ihre Göttinnen mit dem Kochlöffel durch diesen Weg des Parnasses aufzustellen. Ein Franzos hat es endlich unternommen, uns von dieser so angenehmen Kenntniß einen Versuch in die aufgeklärten Küchen zu schicken. Es erscheint jetzt:

Almanach für Leckermäuler, oder Küchen- und Tafelkalender. Von einem alten Liebhaber. Aus dem Französischen. Wien und Hamburg 1804 Mit einem Titelkupfer. Auch unter dem Titel: Die Köchin, wie sie seyn sollte, oder neueste Restauration zu Paris. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Damen.

Sehr willkommen muß dies Werk eines sinnreichen, launigen und in den Mysterien der Koch- und Gaumenkunst tief eingeweihten Franzosen der weit verbreiteten ehr- und liebenswürdigen Brüderschaft deutscher Leckermäuler seyn, besonders in den 3 großen Haupt- und Regierungsplätzen der bonne Chere, Hamburg, München und Wien. In unversiegbaren Strömen geht Fülle, Reichthum und Leben von ihm aus. Sein Inhalt reizt den Gaumen, kitzelt die Zunge, wässert die Zähne und zieht den Magen elektrisch an, das große Factotum alles menschlichen Strebens und Wirkens, vom

Throne bis zur Hütte. Zugleich ist es ein üppiger Born geographischer und statistischer Kenntnisse; denn es durchwandert alle Länder der Erde, wo die edle Schmausekunst gedeiht, und enthüllet alle Schätze, die sie aus dem Thier- und Pflanzenreiche für Küche und Keller liefern. Es öffnet den Eingang in das Allerheiligste des Zungen- und Gaumengenusses und leitet den Leser in die Werkstätten der großen Koch- und Küchenvirtuosen, wo er die Meisterschöpfungen ihrer Kunst entstehen sieht, wie das Schild des Achilles im Homer, nach und nach werdend, episch-dramatisch! Seine Blätter triefen von Fett, wie vom Nektar, und aus ambrosianischem Gewölbe ertönen seine Göttersprüche. Kurz, es ist das Buch der Bücher, der Triumph des französischen Tief- und Scharfsinns, der höchsten Humanität, der Sitten- und Völkerkunde. Ruhm und Preis verdienen daher der patriotische Verleger und der humane Uebersetzer, die es nun auch den Deutschen schenken, und sich so um alle vaterländischen Gaumen, Zungen und Magen verdient machen. Würdig des ersten Platzes ist es in der Bibliothek aller Leckermäuler, auf der Toilette aller Hausfrauen und Hausmütter. Jene vervollkommt es in dem angelegentlichsten Studium ihres Daseyns, zu leben, um zu — essen, diesen bietet

es einen unbezwinglichen Gewaltstab über die Grillen, Launen und Börsen ihrer Ehemänner und Liebhaber. Eine Tafel, mit einem Theile seiner Reichthümer besetzt, wird Wunder wirken, wie einst die Hirtenharfe auf den bösen Geist eines Königs. Die Augen der Ehemänner und Liebhaber mit dieser zauberischen Ansicht beschäftiget, ihre Nasen Wohlgerüche schlürfend, ihre Zungen nach Genuß lechzend, welch ein Triumphsanblick für ihre Herrinnen! Da stehen werden ihre Sklaven mit glänzenden Blicken und fispernden Lippen, geregt, wie es in der deutschen Zueignungsschrift heißt:

— — — von tausend Wonnen,
In einen Sinn nur, in Geschmack zerronnen,

und quitt und ledig, auch des hartnäckigsten Cacodämons, ihr Knie beugend den schönen Gebieterinnen, demüthig dem Zauber ihrer Reize huldigend und küssend den Zepter ihrer Allgewalt, — den Kochlöffel.

Für unser Vaterland muß so ein Küchen-Almanach willkommen seyn. Deutschland hat in seinem Schooße so viele verschiedene Regierungsformen; fast jeder Kreis hat andere Einrichtungen, andere Gewohnheiten und andere Gesetze. So ist es auch mit seinen Küchen; in jedem Kreise ist die

Leckerkunst verschieden; andere Suppen, andere Ragouts, andere Leckerbissen, andere Saucen und andere Speisen.

Im niedersächsischen Kreise, wo die Aufklärung auf das übrige Deutschland strahlen will, ist es in den Küchen dunkel. Wenn man Hamburg ausnimmt, wo der Zufluß aller Nationen in dem dortigen Hafen den Geschmack in die Küche mitbringt, ist fast überall schmale Küche, schlechte Wege und wenig Bequemlichkeit für die Reisenden. In dem obersächsischen Kreise will es sich etwas bessern, aber noch nicht auf den Grad, daß man einen Küchen-Kalender entbehren könnte. Die Saucen mit Rosinen, die Kuchen und andere dergleichen süßliche Speisen sind mehr für eine Diät als für die Stärkung des Magens geeignet. Es würde nicht schaden, wenn der Almanach der Leckermäuler in diesen Kreisen auch die dortigen Küchen aufklären, und statt des hungrigen Poeten- und Romanen-Geschmacks (die meisten Romanhelden gehen in keine Küche) den sättigenden Lecker-Geschmack einführen möchte.

Der westphälische Kreis liefert harte gesalzene Speisen: dicke Bohnen und Schinken, gesalzene Knochen und andere dergleichen harte Speisen, die das Blut, wie die Schinken, versalzen, und gute

gesunde Zähne erfordern. Der Almanach der Leckermäuler könnte hier viel Gutes stiften, das Blut versüßen, die Zähne schonen und die westphälischen Mägen von der Salzlauge reinigen.

Die beiden Rhein-Kreise zeichnen sich vorzüglich mit ihren Kellern aus. Da trinkt sich's, da singt sich's, da küßt sich's, da ist die Welt unser. Bei dergleichen Umständen ist freylich auch die Küche hell und wahrlich aufgeklärt. Die Reisenden finden alle mögliche Bequemlichkeit, und eine Bouteille Rheinwein giebt mehr Stärkung, als eine Ohm Bier-Plompel. Da vergißt man alle Sorgen und Kümmernisse; allen Zorn und Gehäßigkeit und alle Traurigkeit, die einen auf dieser Lebensbahn verfolgen. Mit dem Glase in der Hand am Tische mit guten Freunden hört man nichts, als Freude und Jubel, und im Taumel des Rebensaftes das berühmte Trinklied: wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär. Der Leckermäuler-Almanach kann hier keine Lehre abgeben, denn die Leckermäuler sind nur auf den Wein lecker, und es versteht sich von selbst, daß da, wo gut getrunken wird, auch die Küche gut bestellt werden muß.

Der schwäbische Kreis ist wegen der Suppe berühmt; daher ist das Sprichwort entstanden: ich

bin

bin ein Schwabe, ich esse gern Suppe. Es ist ein lustiges und fröhliches Volk, das etwas auf die Küche hält. Die Reisenden finden gute Bequemlichkeiten und große dicke Federbetten. Der Almanach der Leckermäuler kann auf die schwäbischen Magen eine gute Wirkung machen.

Der fränkische Kreis ist seit langer Zeit an gute Kost gewöhnt. Der Franken Wein und das Bamberger Bier hilft sie zu verdauen. Leckerhafte Mäuler werden freylich manches Gute für den Geschmack in dem Almanach der Leckermäuler finden. Aber anderes Getränk fordert auch andere Speisen. Bei der jetzigen säkularisirten Veränderung wird sich wohl manches Leckermaul in die fränkischen Küchen einschleichen, und an der Küchen-Konstitution eine Veränderung machen. Inzwischen kümmert sich der Franke nicht so viel um die Küche, als um den guten Trank. Noch ist die Frage dort nicht entschieden, ob man Bier auf Wein, oder Wein auf Bier trinken soll, weil das Bamberger Bier manchen Wein übertrifft.

Der Baierische Kreis, der an Oesterreichs Leckermäuler gränzt, kann auf seine Mehlspeisen stolz seyn. Baierische Nudeln sind wohl zu bekannt, als daß man sie anpreisen sollte, und sie behaupten selbst in der französischen Küche den ersten Rang.

Wenn man den Magen damit gestopft und hernach Baierisches Braunbier darauf getrunken hat, so wird man kugelrund und man kann lang damit aushalten. Die großen Federbetten sind hier eigentlich zu Hause; man versenkt darin, wie in ein sanftes Bad, und da schläft sich's, wie in dem Schooß Abrahams. Lustigkeit und Aufgereimtheit ist selbst bey den Baiern auffallend. Er macht keine schwermüthige, sondern lustige Gedanken. Das Regensburger Bier streitet mit dem Englischen um die Wette. Der Almanach der Leckermäuler paßt auf dieses Bierland nicht; er ist nur für die Länder, wo Wein wächst, passend. — Baierische Nudeln und baierisches Bier!

Der österreichische Kreis ist das wahre Land der Leckermäuler. Was wird da gekocht und gegessen! gebackene Hennerl, Krützendarstel, Lungenbratel, Pofesen, Rostbratel, steyerische Kapaunerl, Donau-Karpfen, Bollakel, Lungenstrudel, Zweckerl, Milchramstrudel und andere dergleichen der Landsprache angemessene Benennungen zeugen hinlänglich, wie weit es die dortigen Leckermäuler in den Küchen-Erfindungen gebracht haben. Und der österreichische Gebirgswein, und der ungarische Wein, und der Tockayer, und der Ausbruch, und so viele Sorten Weine — welches Magen-

Paradies? — Der Almanach der Leckermäuler wird viele Liebhaber, die ihn ohnehin schon übertreffen, finden.

So ist, glaube ich, die Küchen-Geographie Deutschlands beschaffen. Wer sie besser zeichnen will, kann mit dem Leckermäuler-Almanach in der Hand herumreisen, und die verschiedenen Landesspeisen versuchen; ich endige hiermit, und gehe — zum Speisen.

Biographie.

Blumauer (Alois), Buchhändler in Wien, und einer der berühmtesten Dichter unseres Zeitalters, geboren zu Steyer, im Lande ob der Ens, den 21. Dec. 1775. Nachdem er in seiner Vaterstadt seine Studien vollendet hatte, trat er 1772 zu Wien bey St. Anna in den Jesuiter-Orden, privatisirte dort nach der Aufhebung dieses Ordens, und mußte sich mehrere Jahre hindurch seinen Unterhalt durch Informiren erwerben. Unter dem Vorsitze des Barons von Swieten würde er bey der Büchercensur als Censor angestellt, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, und die privilegirte Gräfferische Buchhandlung übernahm, an welcher er schon seit 1786 einigen Antheil hatte. Er starb an der Lungensucht den 21. März 1798. Seine travestirte

Äneis ist eins der gelesensten Volksbücher geworden, und man fand darin eine unversiegbare Laune, viele treffende Seitenfälle, einen originellen Ton und einen leichten und andringenden Witz.*) Schon früher hatte er die Aufmerksamkeit aller Kenner und Freunde der Dichtkunst durch seine gesammelten Gedichte auf sich gezogen. Einige darunter athmen Feuer und Leben, und sind in einer korrekten, schönen und männlichen Sprache vorgetragen; andere fließen von einer drolligten Laune über, die ungemein treffend ist. Als Theaterdichter hat er sich durch sein Trauerspiel, Erwine von Steinheim, vortheilhaft gezeigt, und zur allgemeinen Litteraturzeitung hat er einige Recensionen geliefert. Vom Oktober 1782 bis Oktober 1784 hat er die Wiener Realzeitung besorgt.

---

*) Nachdem die erste Auflage von 10,000 in wenigen Tagen vergriffen war, wurde dieses Buch seither noch unzählige Mal neu gedruckt.

Maria Theresia und Kaiserin Katharina II.

Dienstag den 30. Oktober 1804.

Katharina. — Die Ruhe und die heitere Zufriedenheit, womit Eure Liebden auch hier immer erscheinen, kann ich nicht genug bewundern. Es muß doch von dem innern Gefühle herkommen, das man das Bewußtseyn des reinen guten Herzens nennt, daß man sich immer gleich ruhig und gleich zufrieden bleibt.

Theresia. — Euer Liebden werden wohl wissen, wie meine dortige irdische Heimath gleich von Anfang meiner Regierung, ohne Jemanden beleidigt zu haben, angegriffen war. Meiner Unschuld bewußt, und von meiner gerechten Sache überzeugt, trotzte ich allen Gefahren, die auf mich von allen Seiten strömten.

Katharina. — Dazu gehört ein beträchtlicher Theil von Moralität, und ich muß gestehen, sie ist in Ihrem Hause erblich. Ich wundere mich nicht wenig, wenn ich bedenke, daß Sie dieselbe selbst in der Politik auf das strengste beobachtet hatten. Sie haben nie einen Angriffskrieg erho-

Äneis ist eins der gelesensten Volksbücher geworden, und man fand darin eine unversiegbare Laune, viele treffende Seitenfälle, einen originellen Ton und einen leichten und andringenden Witz.*) Schon früher hatte er die Aufmerksamkeit aller Kenner und Freunde der Dichtkunst durch seine gesammelten Gedichte auf sich gezogen. Einige darunter athmen Feuer und Leben, und sind in einer korrekten, schönen und männlichen Sprache vorgetragen; andere fließen von einer drolligten Laune über, die ungemein treffend ist. Als Theaterdichter hat er sich durch sein Trauerspiel, Erwine von Steinheim, vortheilhaft gezeigt, und zur allgemeinen Litteraturzeitung hat er einige Recensionen geliefert. Vom Oktober 1782 bis Oktober 1784 hat er die Wiener Realzeitung besorgt.

---

*) Nachdem die erste Auflage von 10,000 in wenigen Tagen vergriffen war, wurde dieses Buch seither noch unzählige Mal neu gedruckt.

Maria Theresia und Kaiserin Katharina II.

Dienstag den 30. Oktober 1804.

Katharina. — Die Ruhe und die heitere Zufriedenheit, womit Eure Liebden auch hier immer erscheinen, kann ich nicht genug bewundern. Es muß doch von dem innern Gefühle herkommen, das man das Bewußtseyn des reinen guten Herzens nennt, daß man sich immer gleich ruhig und gleich zufrieden bleibt.

Theresia. — Euer Liebden werden wohl wissen, wie meine dortige irdische Heimath gleich von Anfang meiner Regierung, ohne Jemanden beleidigt zu haben, angegriffen war. Meiner Unschuld bewußt, und von meiner gerechten Sache überzeugt, trotzte ich allen Gefahren, die auf mich von allen Seiten strömten.

Katharina. — Dazu gehört ein beträchtlicher Theil von Moralität, und ich muß gestehen, sie ist in Ihrem Hause erblich. Ich wundere mich nicht wenig, wenn ich bedenke, daß Sie dieselbe selbst in der Politik auf das strengste beobachtet hatten. Sie haben nie einen Angriffskrieg erho-

ben, allezeit haben Sie gewartet, bis sie angegriffen wurden. Selbst der rasche Kaiser Joseph II. hat sich von diesem politischen Sittengesetz nicht abwendig machen lassen. Die verdrehete Staatskunst würde es vielleicht als einen großen Fehler schildern; aber bey reifen Betrachtungen, und bey dem Zurückkommen von der Aufbrausung zur Ruhe, wie hier im Reiche der Todten, muß es gewiß als eine schöne Tugend erscheinen. Denn es giebt ein doppeltes Streben für billige Menschen, das sich zu einem schönen Hauptzwecke der Gerechtigkeit mit dem inneren Bewußtseyn derselben vereiniget.

Theresia. — Ich muß gestehen, Euer Liebden haben die Ursache meiner ruhigen Zufriedenheit errathen. Und doch (ich schäme mich, es zu sagen) habe ich keine wahren Freunde dort angetroffen. Ich weiß nicht, war es Beneidung, oder ein anderer mir unbekannter Grund, warum man der Moralität meines Hauses nicht trauete. Unsere Monarchie ist mehr angeerbt, als durch die Gewalt der Waffen errungen, so daß wir Niemanden Unrecht angethan, nie ein fremdes Land Jemanden entrissen haben; und doch fielen immer Beschuldigungen der Vergrößerung, während wir immer Verluste erlitten, auf uns.

Katharina. — Darf ich hier dagegen einwenden, daß wir Freunde und Alliirte waren?

Theresia. — Eure Liebden führen mich auf einen Gegenstand, den ich nicht gern berühre. Die Allianzen! o welche Verluste stellen sich bei diesem Worte dar.

Katharina. — Ich bin begierig zu hören.

Theresia. — Unsere Allianzen! Wenn mein Haus seine Blicke in die Fernen der Vergangenheit oder in die jüngst vergangene Zeit hinüberwirft, so findet es keine große Macht, mit welcher es sich ohne allen politischen Handel nicht alliirt hätte. Gleichwohl ist es gezwungen, die müden Bücher seiner Geschichte niederzulegen, denn es kann die kläglichen Thatsachen nicht ohne Schmerz durchfliegen; es muß immer zuletzt auf den mit Verlust begränzten Friedenspunkten traurig verweilen, und sich selbst fragen: Was haben mir meine Freunde geholfen?

Katharina. — Der Staat wird manchmal durch Localitäten und örtliche Verhältnisse der Gefahr ausgesetzt; er muß von dieser oder jener Zwistigkeit der Politik Antheil nehmen, und in solchen gebieterischen Umständen sind auch unfruchtbare Allianzen von einem augenblicklichen Nutzen, obschon hernach der Erfolg zeigt, daß sie den stipulirten

Versprechungen nicht entsprechen. Manchmal ist die Erhaltung seiner selbst eben so nützlich, und vielleicht vortheilhafter, als eine neue Eroberung. Dies war vermuthlich die Situation, in welcher sich dein Haus öfters befand.

Theresia. — Es befand sich freylich oft in dieser Lage. Aber daß es niemals mit der Hülfe seiner Freunde zu etwas gelangen konnte, dies wäre wirklich noch zu erleiden. Doch immer mit Verlust aus dem Kampfe herauskommen, immer neuen Angriffen ausgesetzt seyn, als wenn ein beendigter Krieg zu einem neuen den Saamen ausgestreuet hätte, dies sind die traurigen Erinnerungen. Und die Geschichte meines Hauses führt sie auf jedem Blatte zurück.

Katharina. — Die geographische Lage deines Staats mag wirklich viel daran schuld seyn, Wenn ein österreichischer Regent aus seiner Burg von allen Ecken heraussiehet, so wird er immer an allen vier Regionen eine schon etwas größere Macht finden, die ihn angreifen kann. Diese nachtheilige Aussicht hat weder Rußland noch Frankreich zu befürchten. Meine Nachbarn, der Nordpol und die herumziehenden Tartaren von Thibet, können dem rußischen Reiche nie gefährlich werden. Den Rücken und die linke Flanke haben wir frey,

folglich können wir unsere Blicke ganz gegen Mittag hin heften. Frankreich, von der West- und Südseite vom Meere umgeben, von Spanien gesichert, mit Hollands Interesse vereinigt, kann über Italien und Deutschland die politische Furcht konzentriren, und mit freiem Rücken seine Kräfte auf diese Linie drohend aufstellen. Auch waren die von Oesterreich durch Erbschaften errungenen Provinzen nicht immer in der Nachbarschaft des Hauptstaates; in einer weiten Entfernung standen die schönen Niederlande wie eine Colonie, den Angriffen des mächtigsten Staates von Europa ausgesetzt, so daß bei jedem Kriege entweder die Engländer, wenn sie Feinde Oesterreichs waren, mit Revolutionen, oder die Franzosen durch Waffen, ihr Wesen dort trieben. Die Türken, die Russen, die Preußen, die Franzosen, alle vier, die bedeutendsten Mächte von Europa, stehen um Oesterreich herum, und dieses in der Mitte. Ist es hernach ein Wunder, daß es Allianzen suchen muß, wenn sie ihm auch nichts, als die Erhaltung verschaffen können.

Theresia. — Kaiser Karl der VI., mein Vater, war mit England alliirt. Er verlor dabei Spanien, und sein Alliirter behielt Gibraltar. In dem Kriege, wo meine Staaten gleich nach dem

Tode meines Vaters von Feinden und Freunden überfallen worden sind, mußte ich, bei der schwachen Verwendung meines alliirten England, Schlesien abtreten, und die englischen Flotten machten zur See in andern Welttheilen große Eroberungen. Nun habe ich nach dieser so lehrreichen Erfahrung mein System verändert; ich alliirte mich mit Frankreich; führte sieben Jahre einen von den Seemächten angesponnenen Krieg, um es endlich bey dem Alten zu belassen, und den Status quo ante bellum herzustellen. Meinen Alliirten war es nie Ernst, mich zu vergrößern. Mein Sohn, Joseph II., hat einen andern Weg eingeschlagen; er bewarb sich um die Allianz von Rußland. Er war es, der durch seine drohenden Kriegszubereitungen die Türken überraschte, die Krim an Rußland zu übergeben. Es schien, als wenn er alle seine Größe und Kraft dazu angewandt hätte, um Euer Liebden gefällig zu seyn. Sie wissen den Erfolg des letzten Türkenkriegs. Sie haben Oczakow behalten, und wir gaben Belgrad zurück.

Katharina. — Ungünstige Conjuncturen und Umstände —

Theresia. — Verzeihen Euer Liebden, daß ich Ihnen in die Rede falle. Diejenigen, die mein Haus der Eroberungssucht beschuldigen, sind bos-

hafte Aufseher der Politik; ihre Gründe sind einseitig und blendend. Sie bringen eine Verwirrung in der Erfahrung hervor. Man muß erst die Erfahrung und die Geschichte ordnen, um ein Urtheil zu fällen. Ob ich schon manche Erinnerung auf der Stelle machen könnte, so will ich doch nur die Bemerkung beifügen, daß die Alliirten meines Hauses allezeit etwas für sich zu gewinnen wußten, und mich dabei in Verlust ließen.

Katharina. — Die geographische Situation Ihres Staates, wie ich vorher gesagt habe, ist Schuld daran.

Theresia. — Nicht anders ergieng's uns bei dem Ausbruch der französischen Revolution. Wenn wir auf einer Seite anzunehmen genöthigt sind, daß diese Revolution, wie sie bey ihrem Fortgange klar an den Tag dargelegt hatte, allen Mächten den Einsturz androhte; daß sie überall einen Punkt, gleichsam als den Hebel, oder die innere Triebfeder ihrer Bewegungskraft, in allen Ländern zu finden wußte, so muß man eingestehen, daß der Kreuzzug gegen dieselbe eine löbliche Unternehmung war. Nach dieser Ansicht hat sich mein Haus mit allen Mächten, ja sogar mit Preußen, alliirt; es that mehr, es ließ sein Heer unter dem preußischen Commando. Euer Liebden waren damals in der

nämlichen Allianz mitbegriffen, und ließen manches große Wort dabei hören, wo den Unruhigen Drohungen zugeschickt worden sind. Endlich ist der Krieg lebhafter geworden; es verlor sich ein Alliirter nach dem andern, so daß endlich mein Haus und mein Heer die ganze französische Kriegsmasse auf dem Continent auf sich nehmen mußte. Der Zwang zum Frieden würde die nothwendige Folge dieser uneinigen Vereinigung gewesen seyn, wenn nicht Dero Sohn Paul I. neue Anstrengung durch Vermittelung Englands versprochen hätte. Er kam auch wirklich; schickte Truppen nach Holland und nach Italien, aber der Erfolg hatte den Erwartungen nicht entsprochen. Er rief seinen müden Armeen nach Haus, ließ Oesterreich wieder allein, und hat durch diesen Kreuzzug doch den Schutz über die der Siebeninsel-Republik, und die Garantie über die neue Deutschlands-Konstitution errungen. Dies ist, glaube ich, von solcher Wichtigkeit, als wenn er große Schlachten gewonnen hätte.

Katharina. — Bei allem dem muß ich Euer Liebden zu allen diesen Ereignissen Glück wünschen. Die Situation ihres trefflichen Staats hat sich unendlich verbessert. Es giebt politische Klippen, die leicht überstiegen werden, und die hernach den ganzen Staat in Bewegung setzen,

um gerettet zu werden. Und eine solche Klippe hatten sie in Luxemburg und in den Niederlanden. Ich will das Thema nicht vertheidigen, was so oft aufgestellt worden ist, daß sie die Niederlande vertauschen wollten. Was sie und ich in dem Baierischen Kriege nicht bewirken konnten, das ist jetzt selbst durch einen unglücklichen Krieg bewirkt worden. Die Niederlande sind, wenigstens um die Hälfte, ihres Werthes vertauscht, und wenn sie annehmen, daß der zur Hälfte geschätzte Werth für dieselbe an ihrem übrigen Staate zusammenhängt, so haben sie mehr als das Verhältnißmässige dafür erhalten. Der österreichische Staat hat eine größere konzentrirte Macht dadurch erhalten; seine Verhältnisse sind nicht so vielen und öfteren Kriegen ausgesetzt, wie vorher; die Nachbarschaften sind verändert; die Ursachen zu Uneinigkeiten und zum Bruche entfernt. Seine geographische Stellung ist jetzt ganz zum Frieden geeignet, und zum Friedensrichteramt, oder zu Anträgen der Vermittelung erhoben. Er hat noch den alten Glauben, und das alte durch die Geschichte so bewährte Zutrauen. Er hat eine große Macht und innere Kräfte, daß er bey Ermüdung fremder Kriege seine Worte bewaffnen kann. Eine solche Bedeutenheit in Europa hat vielleicht noch gefehlt,

die in verschiedenen Kriegen anderer Staaten endlich ihre Macht und ihre Redlichkeit in die Wagschale legen kann.

Theresia. — Ich danke Euer Liebden für die guten Beobachtungen in Beziehung auf mein Haus. Hat die politische Welt unser Bestreben seit Jahrhunderten beneidet; hat sie endlich die Tradition unserer politischen Sittlichkeit bewährt befunden, so ist mir dieß mehr als hinlänglich, heiter und zufrieden, wie dort auf der Oberwelt, zu seyn. Und zum Ruhme meines Hauses soll an allen Gränzen unsers Staats die Inschrift zu lesen seyn: — Ehrlich dauert am längsten. Sie haben mich heute mit ihrem Gespräche angenehm überrascht, ich bleib ihnen für heute die Erkenntlichkeit schuldig.

Es war eine merkwürdige Situation, zwey der größten Staaten von Europa von zwey großen Fürstinnen regiert zu sehen. In Oesterreich war Theresia die wahre Mutter; in Rußland war Katharina groß und erhaben. Die deutsche Kaiserin mußte ihre Erbschaft noch einmal erobern, die Russische ließ sich zu Pferde mit dem Schwerdt in der Hand proklamiren. Beyde waren groß. —

Groß Anfangs ihrer Regierungen im Unglücke, groß hernach durch Liebe im Glücke. In beyden Staaten regierten hernach ihre Söhne mit minderem Glücke, und nun regieren ihre beyden Enkel mit den Tugenden ihrer Großmütter.

Fürst Kaunitz und Graf von Herzberg.

Dienstag den 21. Februar 1804.

Herzberg. — Nichts kann doch Oesterreich abhalten, die deutsche Kaiserkrone, und die römische Religion zu seinen Privatabsichten anzuwenden.

Kaunitz. — Wie so? lieber Graf!

Herzberg. — Lesen sie nur die jetzigen Angelegenheiten wegen der Viril-Stimmen, und alles was darüber schon am Reichstage und anderwärts debattirt worden ist.

Kaunitz. — Questions oiseuses, lieber Graf!

Herzberg. — Oesterreichs Absicht zielt noch immer dahin, Deutschland, durch die Stim-

men seiner Glaubensgenossen, nach seiner Willkühr zu leiten.

Kaunitz. — Glauben sie das de bonne foi, Graf? glauben sie de bonne foi, daß Deutschland durch die Religions-Versammlung zu Regensburg geleitet werden könne? glauben sie de bonne foi, daß auf die Stimmen-Mehrheit bey dieser Reichs-Versammlung etwas Wesentliches in bedeutenden oder wichtigen Gelegenheiten ankomme?

Herzberg. — In Geschäften ist es nie gleichgültig, die — Formen für oder gegen sich zu haben.

Kaunitz. — Die Bestimmung des Friedens zu Osnabrück Art. 5. §. 52. hat ihrem Hofe gute Dienste gethan. Solche kleine Erinnerungen sind treffend, und trefflich — für sie.

Herzberg. — Die Garantie der Friedens-Schlüsse ist die Quelle des Seegens der deutschen Reichs-Verfassung, der Grund des Wohlstandes, und der Erhaltung der in Deutschland regierenden Häuser.

Kaunitz. — Denken sie das alles so de bonne foi, Graf, was sie zu sagen belieben? Ich könnte ihnen viel Gelehrtes aus dem schönen Memoire des Citoyen Caillard über die Revolu-

tion von Holland anführen. Lesen sie nach, was er gesagt hat.

Herzberg. — Der Fürstenbund von Anno 1783, 23. Julius hat sie, lieber Fürst, auf alle Folgen desselben aufmerksam gemacht; er war die Vormauer, die ich gegen ihre Politik in Deutschland aufgebauet habe. Er war ein Vorwand der allgemeinen Erhaltung, gegen die Impetuosität Joseph II. gerichtet.

Kaunitz. — Zu wem sprechen sie, Graf? ich weis alles; das Reichsoberhaupt war nicht eingeladen, beizutreten; dessen Antrag, beyzutreten, wurde abgelehnt.

Herzberg. — Dieser Bund also hatte nur das Interesse der Reichsstände zum Endzweck.

Kaunitz. — In dem französischen Revolutions-Kriege hatte der Fürstenbund keinen Erfolg für seine Bundesgenossen, eben so wenig gegenwärtig in dem jetzigen Kriege zwischen Frankreich und Großbrittannien: sonst hätte Hannover wohl nicht mit französischen Truppen besetzt werden, und diese Besetzung nicht so gleichgültig hingehen können.

Herzberg. — Der Fürstenbund hatte vorzüglich die inneren Angelegenheiten des Reichs zum Gegenstande.

Kaunitz. — An dem Beitritt von Kur-Mainz war ihnen ganz besonders gelegen.

Herzberg. — Allerdings, um bei den höchsten Reichsgerichten auf der Reichs-Versammlung, und wo das Reichs-Direktorium nur Einfluß haben kann, mehr Hand zu gewinnen.

Kaunitz. — Nun, lieber Graf! wir sind allein; wir sind uralte Bekannte zusammen; wir sind vom nämlichen Handwerk; wir können uns also eine größere Freymüthigkeit, eine größere Vertraulichkeit wechselweise nachsehen. Ich stelle mir die Sache auf folgende Art vor: — Deutschland ist schwächer als Wahlmonarchie, als es in früheren Zeiten als Erbmonarchie nicht gewesen wäre. Römerzüge und der Handel mit den Päbsten begünstigten in etwas früheren Jahrhunderten die Unternehmungen gegen das gewählte Reichsoberhaupt; der 30jährige Krieg und der Zustand der an Deutschland angrenzenden Königreiche, worin um selbe Zeit diese Völker sich befanden, versetzten mittels des Westphälischen Friedens das deutsche Reich in die volle Abhängigkeit und Gemeinschaft seiner Nachbaren, oder vielmehr in den Einfluß der in Europa dominirenden großen Potenzen. Die in Europa dominirenden Potenzen suchten in Deutschland selbst Hülfe gegen den deutschen

Kaiser. Auf solche Art erhoben sich in Deutschland mehrere, mehr sich entgegenstrebende, mehr rivalisirende, als sympatisirende, nicht unbedeutende hohe deutsche Häuser: — ihr Hof über alle. Dem Reichsoberhaupt war doctrinalisch die Oberlehnsherrlichkeit, die Kaiserliche Ratification aller Beschlüsse der Reichsgerichte überlassen. Aber dans le fait nichts von allem dem. Der gewählte deutsche Kaiser ist in allen diesen Gegenständen an solche Formen gebunden und gehalten, die die Oberlehnsherrlichkeit dem Willen der Vasallen, die Vollstreckung, die Genehmigung, die rechtliche Erkenntnisse, selbst dem Willen der Stände schlechterdings unterordnen. Die Reichs-Berathschlagungen können keinen Werth haben, eben so wenig der sogenannte Reichsverband. Jeder Staat ist als Accessoire dieser oder jener großen Potenz anzusehen. Das Reich hat aufgehört, dans le fait diplomatische oder politische Einhalt zu bilden. Mittels der Itio in partes, die mich an das liberum Veto der seligen Polen erinnert; mittels der Jura singulorum, der Angelegenheiten ubi status tanquam unum corpus considerari nequeunt, wo keine Mehrheit oder Stimme gilt, dem Vorbehalt des Jus tertii &c.; dann bei ermangelnder gesetzlicher Kraft, die Reichs-Vasallen oder Stände durch er-

giebige Zwangmittel zu ihrer Pflicht zu verhalten, kann jeder Stand gesetzlich thun, was ihm beliebt. Es scheint mir, daß der französische Krieg erstens gegen Oesterreich geführt worden sey, um Polen bequem theilen zu können, und zweytens gegen das deutsche Reich, um auch einem Theile desselben das polnische Schicksal zuzufügen.

Herzberg. — Hätte denn Preussen oder das deutsche Reich für Oesterreich Krieg führen sollen? Ich, so lange ich Einfluß hatte, ließ übrigens die Seepotenzen nie sinken.

Kaunitz. — O hätten sie für sich selbst Krieg geführt.

Herzberg. — Doch dies sind vergangene Sachen.

Kaunitz. — Aber ihre Folgen dauern noch, und wer weis, wohin sie führen werden. Ich erinnere mich einer frappanten Stelle aus dem Esprit des lois, l. 9. c. 9. et 10.: — „Alle Größe," heißt darin, „alle Stärke, und alle Macht ist re„lativ. Man muß besonders darauf Acht haben, „daß die relative Macht nicht geschwächt werde, „wenn man die reelle Macht zu vermehren sucht. „Wenn man einen Staat, der sich zum Verfalle „neigt, zum Nachbarn hat, so muß man sich „wohl hüten, seinen Verfall zu beschleunigen.

„Denn hinter solchem Staat genießt man die glück„lichsten Tage. Er empfängt die Stöße, und alle „Ungemächlichkeiten des Verhängnisses. Selten „wird durch die Eroberung desselben die wahre „oder reelle Macht vermehrt, weil man allezeit „an der relativen Macht verliert." — Ich will hier nicht berechnen, was dieser oder jener Staat an wahrer Macht (grandeur reelle) durch die Säkularisationen gewonnen oder verloren hat. Aber es ist Thatsache, und klar wie die Sonne, daß die meisten Mächte (soll ich nicht alle sagen?) an der relativen Macht (puissance relative) verloren hatten. Hören sie, wie alle gehorchen, wenn Frankreich spricht? Messen sie ihre heutige Puissance relative gegen das gegenwärtige Frankreich, und — ich lasse sie urtheilen.

Herzberg. — Man ist von meinem System ganz abgegangen.

Kaunitz. — Sie werden mir also eingestehen, daß die Existenz des deutschen Reichs, und die Moralität derselben dem Willen der in Europa mächtigsten Potenz schlechterdings untergeordnet ist. Es bedarf nicht der Hälfte jener Anstrengungen, die gegenwärtig gegen England geschehen, um ganz Deutschland und alle deutsche Potenzen zu bekriegen. Das ist eben die Folge der Vermehrung ih-

rer Puissance reelle gegen die Verminderung ihrer Puissance relative.

Herzberg. — Ich bin darin mit ihnen einverstanden, und wiederhole den Wunsch der Königin Elisabeth: — „Man muß daran arbeiten, sagte sie, „daß die Staaten von Europa in gleiche „Stärke und in gleiche Macht, so viel als möglich „ist, getheilt werden, damit, wenn sie in solchem „Gleichgewicht bleiben, keiner von ihnen eine über„wiegende Macht erringen könne."

Kaunitz. — Erinnern sie sich wohl der Devise Ludwigs XIV.? Solus contra omnes. Allein gegen alle. Damals war schon das Gleichgewicht gebogen, jetzt ist es — gebrochen.

Herzberg. — Der Status des Utrechter Friedens war unter allen Friedenstraktaten der angemessenste Zustand des Gleichgewichts. Ohne Wiederherstellung desselben wird weder Ruhe noch Glück eintreten. Denn wie sollen in der gegenwärtigen Lage von Europa Staaten, die sich nicht selbst vertheidigen können, bestehen? Ihre Erhaltung hängt nur von Umständen und von der Gnade des Mächtigsten ab. Treten andere Conjuncturen ein, wie jene in Polen, ändert sich die politische Situation theils aus Verwicklungen oder aus anderen Absichten, die in die veränderliche Politik

besser zu passen scheinen, so wird man, weil keine Geistliche mehr da sind, auch — weltliche Staaten und Länder säkularisiren.

Kaunitz. — Ich komme auf meine erste Bemerkung zurück, Herr Graf! wegen der katholischen Religion und wegen der Virilstimmen. Ich lese eben eine Schrift: „Essai sur les causes, „qui ont améné la nullité du corps germanique, „ou precis de la constitution de l'empire d'al- „lemagne." — Ich schäme mich, den Titel zu verdeutschen: er sagt alles, was man von uns sagen kann.

Herzberg. — Wie weit ist man von den Pillnitzer Verabredungen abgegangen. Inzwischen tröste ich mich mit der alten römischen Geschichte und hole den Trost in Montesq. de l'esprit des lois I. 9. c. 2. — „Als Rom auf die höchste Stufe „seiner Größe gekommen ist, so haben die von den „Römern sogenannten Barbaren hinter der Donau „und hinter dem Rheine gewohnt, deren Schre- „cken den Römern die Furcht einjagte, daß sie ih- „nen widerstehen können und aus eben dem Grun- „de haben sie sich mit ihnen in Bündnisse eingelassen, „bis Rom endlich von ihnen in Verfall gerieth."

Kaunitz. — Die Erhaltung von Europa erfordert schlechterdings, daß Staaten, die sich

nicht selbst erhalten können, die materialiter gar nicht exzstiren, je eher, je lieber aufhören, die Rolle eines Staats zu spielen, und daß ein beharrlicher Gemeingeist zur Erhaltung von Ruhe in Europa alle übrigen Kabinete beseele. Also nichts mehr von Vorschlägen, wie das Mißverhältniß der Reichstags-Stimmen zu heben; nichts von den Religions-Verhältnissen Katholischer Lande und Unterthanen gegen ihre neue Landesherren; nichts von Katholischen und Evangelischen Reichsstimmen, nichts mehr von Comitalien; keine dergleichen unbedeutenden Dinge mehr. Diese Gegenstände sollen in Hinkunft nicht unsere Conversation ausmachen, lieber Graf! Sie gestehen es nun, daß ich über ihre Eingangs-Bemerkungen dieser Conversation mit Grund ausrief: — „Questions oiseuses!"

Leibnitz und Kant.

Freytag den 23. März 1804.

Leibnitz. — Wenn ich nicht irre, sehe ich den Geist des großen Kants vor mir.

Kant. — Ja, der bin ich, und dein Name Unsterblicher!

Leibnitz. — Auch ein Deutscher — man nennt mich Leibnitz.

Kant. — Welches Glück für mich — bei meiner Ankunft in den Elysäischen Gefielden den ersten Geist Deutschlands, — nein, den ersten Geist der Welt anzutreffen.

Leibnitz. — Ich habe eben vernommen, daß du dort deine Bahn vollendet hast; ich eilte gleich, um dich zu empfangen, um dich den gesammten Geistern der Philosophie vorzustellen, und — um dich in den Tempel der Philosophie einzuführen.

Kant. — Unter der Leitung eines Leibnitz werde ich ohne Zweifel wohl aufgenommen werden.

Leibnitz. — Dieser Leitung hattest du wohl auf der Oberwelt nicht nöthig; du hast dir eine eigne Bahn gemacht, nachdem du vorher alle bisherigen Wege, worauf die Philosophen wandelten, verlassen hast.

Kant. — Vermenge mich, großer Mann! nicht unter die Sceptiker; ich bitte.

Leibnitz. — Wie so?

Kant. — Es war nicht der Fall bei mir, daß ich die bisher angenommenen Wahrheiten in der Methaphysik zweifelhaft machen wollte; ich wollte

nur darzeigen, daß sie nicht bis zur Evidenz erwiesen werden könnten.

Leibnitz. — Darf ich dich bitten, mir im Kurzen dein System vorzulegen?

Kant. — Recht gern, ohne mich meiner eigenen philosophischen Sprache zu bedienen, will ich dir das Resultat meiner Untersuchungen darstellen. Ich fand die bis auf meine Zeiten vorgetragenen Grundsätze der Metaphysik unzulänglich, um zur Wahrheit zu gelangen. Die sogenante Skolastik hat sie vielleicht erfunden; nach dem Falle derselben ist doch von ihr das Meiste geblieben, nur auf eine andere Art zusammengesetzt. Die Handwerkssprache der Metaphysiker bestund in Wörtern, die theils unverständlich waren, theils, weil sie durch viele Köpfe gegangen, verschiedene Definitionen erhielten. Ich habe den bisherigen Gang der Beweise geprüft; ich stieß überall an Zweifeln an, und mein Geist stolperte auf diesem Wege fast bei jedem Schritte. Dies veranlaßte mich, erst alle bisherigen metaphysischen Grundsätze nach ihrem wahren Werthe zu untersuchen, ihre Unzugänglichkeit zur Erweisung der Wahrheit darzustellen, und sie zu widerlegen.

Leibnitz. — Eine große und gefährliche Unternehmung.

Kant. — Kaum hab ich diese Arbeit angefangen, als schon von allen Seiten Beschuldigungen des Unglaubens und des Atheismus auf mich fielen. Aeltere und neuere Philosophen überhäuften mich mit Vorwürfen, daß ich alle bisher angenommene Grundsätze und Wahrheiten zerstöre und niederreisse.

Leibnitz. — Vermuthlich ohne etwas anderes und mehr sicheres an ihre Stelle zu setzen.

Kant. — Um dem Zettergeschrey auszuweichen, bin ich in die Tiefe der Metaphysik eingedrungen; ich habe die Grenzen gelegt, wie weit der menschliche Verstand einzudringen vermag; ich habe erwiesen, daß er darüber weiter nicht vordringen kann, und in dieser Hinsicht bin ich vielleicht der erste, der diese Idee gefaßt hat. Dies war auch nöthig, weil der Geist, der keine Grenzen hat, seine Erkenntnisse immer weiter, fast bis ins Unendliche vorschieben will.

Leibnitz. — Diese Unternehmung ist wirklich neu, und wenn eine solche Linie, über welche man nicht zu schreiten vermag, mit gründlichen Beweisen gezogen ist, so muß der Geist wie auf einer Anhöhe stehen bleiben, um nur das, was unter ihm ist, zu besehen.

Kant. — Dazu mußte ich neue Wörter und Worte erfinden; sie mit hinlänglichen Definitionen versehen; folglich eine neue metaphysische Sprache aufstellen. Denn weil ich die Unzugänglichkeit der bisherigen metaphysischen Grundsätze, um zur Wahrheit zu gelangen, erwiesen habe, so mußte ich neue aufstellen.

Leibnitz. — Das mag wohl den alten Metaphysikern nicht gefallen haben.

Kant. — Man verschrie meine Philosophie; man legte sie, ohne sie zu verstehen, auf eine gefährliche Art aus; ich mußte unverdiente Vorwürfe dulden, als wenn ich Religion und Sitten stürzen wollte. Meine Schüler vertheidigten mich, obschon eine Menge Schriften auch von gelehrten Männern und Professoren gegen mich ausgestreuet wurden. Aber troz aller dieser Unfälle erhielt sich mein Ruhm, und die Zahl der Zuhörer mehrte sich von allen Gegenden zu mir — selbst aus fremden Ländern.

Leibnitz. — Der Verdacht war freylich gegen dich.

Kant. — Man schrie, ohne abzuwarten, wohin meine neue Lehrart ziele. Ich, die Religion, ich, die Sitten umwerfen! ich, gefährliche Grundsäze aufstellen! ich, Atheist, ich, Zerstörer der re-

ligiösen Meinungen! und doch mußte ich alle diese Vorwürfe erleiden. Meine Feinde wollten nicht den Erfolg meiner Lehre abwarten. Nachdem ich die bisherigen metaphysischen Beweise widerlegt habe, kam ich endlich an diejenigen, die ich aufstellen wollte; ich erwies das Daseyn Gottes, das Bedürfniß der Religion, und andere dergleichen metaphysische Sätze nach meinen neuen Grundsätzen. Das moralische Gefühl lieferte mir weit schönere und sicherere Beweise dazu, als alle vorigen metaphysischeu Spitzfindigkeiten der philosophischen Vorgänger. Ich überzeugte, und meine Ueberzeugungen giengen erst vom Herzen aus, ehe sie in den Geist kamen. Und dann fiel das Band von den Augen meiner Feinde auf einmal herab, sie staunten, und sie mußten bekennen, daß sie mir Unrecht thaten, und daß sie nicht wußten, wohin ich sie endlich führen würde.

Leibnitz. — Nun wird also deine neue Lehrart allgemein werden.

Kant. — Diese Ehre, und diesen Ruhm hast nur du, großer Leibnitz! erlangen können; dir war dieser Vorzug — die Welt zu belehren — die ganze kultivirte Welt unter deine weisen Grundsätze zu bringen, vorbehalten. Meine Philosophie ist zwar auch bis nach Frankreich vorgedrungen, aber, so

viel ich weiß, hat sie dort auch kein großes Glück gemacht. Sie ist nicht einmal im ganzen Deutschland noch aufgenommen; mehr im nördlichen als im südlichen Theil. Ueberhaupt ist unser deutsches Vaterland in verschiedene Regierungen, folglich auch in verschiedene Meinungen getheilt. Jeder bringt einen großen Theil von seinen Meinungen in die Philosophie mit hinein. Ich will dir eine Bemerkung unseres Mosers anführen: — „Wie soll, sagt er, „ohne Hauptstadt, wo die Edelsten der „ganzen Nation beisammen vereinigt sind, ein Na„tionaltheater, ohne Nationalgeist einen Original„ton oder eine einstimmige Philosophie erlangen? „Wir kommen nicht einmal zu einem rechten Na„tionalfluch. Jede Provinz flucht und schimpft an„ders, oder verbindet mit seinem Ausdruck andere „Begriffe. In Frankreich, in England ist ein Fluch „von einem Ende des Reichs zum anderen verständ„lich. Die Pariser Straßen, Brücken und Zucht„häuser sind so bekannt, wie der Fuchs in der Fa„bel. Jede Allegorie, jede Allusion auf Tyburn „und Bedlam ist in England völlig sinnlich. Wir „können höchstens einen Provinzial-Spaßmacher „aufs Theater bringen, und so wenig Wien, als „Berlin oder Leipzig, haben ihren Ton zum Na„tionalton erheben können."

Beitrag zur Biographie des H. Kant.

Am 28. Februar wurde zu Königsberg die Leiche des verewigten Kant feyerlich in dem Professorgewölbe beigesetzt. Sowohl das Militär als die Civilbeamten wetteiferten, ihre Achtung der Leiche des berühmten Mannes zu erweisen, die von den Studirenden getragen wurde. Der Sarg war mit einem vergoldeten Deckel geziert, und das Hauptwappen darauf war eine Todten-Urne. Auf dem dunkeln Grund befand sich die Inschrift: Cineres mortales immortalis Kantii, (die sterbliche Asche des unsterblichen Kants.) Der feyerliche Zug gieng unter dem Geläute aller Glocken der Stadt nach der von einigen hundert Wachskerzen erleuchteten Domkirche. An dem Portale derselben empfieng der Staatsminister und Kurator der Universität, H. v. Ostau, der Kanzler und Direktor, die Senatoren und Professoren die Leiche, welche auf ein vor dem Altar errichtetes Trauergerüste niedergesetzt wurde. In der Kirche ertönte eine feyerliche Musik. Kants Marmorbüste von Schadow stand auf dem mittelsten der drey Mahagony-Postamente, am Kopfende des Sarges; auf den beyden andern standen zwey alabasterne Urnen, in welchen Lampen hiengen. Am Fußende desselben waren zwey

umgekehrte Fackeln, und weiterhin lagen auf einem Altare Kants vornehmste Schriften. H. v. Schröter hielt eine rührende Rede vom Katafalk, und die hiesigen Schauspieler führten eine Trauerkantate auf. Bey dem letzten Choral begaben sich die Mitglieder des Universitäts-Kollegiums nach der Gruft, wo sie die Leiche des großen Mannes in ihrer Mitte empfiengen. Er war seit seinen 30ger Jahren lungensüchtig, und hat das Alter von 80 Jahren erreicht.

Wilhelm Tell an einen Schweizer.

Dienstag den 8. Januar 1805.

Gott verzeih' mir's, lieber Landsmann! die Leute, die jetzt von euren Gegenden dort oben zu uns herabkommen, sind mir widerwärtig. Sie erzählen so viel Kikelkakel von der jetzigen Oberwelt, daß mir allzeit übel wird, wenn ich sie hören muß. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich alle Mühe habe, sie zu verstehen; so gelehrt schwätzen sie ihr Lirum-Larum daher. Und ich bin allzeit ein Feind

der

der Gelehrten gewesen. Daß ist nun einmal meine Erbsünde; kein Wunder, da mich diese langweiligen Kauze mit ihrem studierten Hockes-Pockes so oft desperirt haben.

Kannst du dir, lieber Landsmann, was Unerträglicheres denken, als täglich über ein Ding, das sie Aufklärung nennen, aus dem Kodex der Vorurtheile meiner Zeit eine trostlose Predigt zu hören? täglich um den gleichgültigsten Quark — daß wir Alten in unserer Zeit lauter Stockfische wären; daß wir keinen bon ton, und wie sie dies alles heißen, beobachtet hätten, uns bekritteln zu lassen?

Landsmann! ich bin Sohn für Freyheit. Jeder soll frey leben; thun, was ihm beliebt, so lang solches nicht wider Gott, Obrigkeit und die Menschen läuft. Aber immer uns Alte als dumme Köpfe darstellen, da wir doch mehr als die jungen Gecken gestritten, gefochten, für unsere Freyheit gekämpft hatten, — das ist by Gott härter, als die Felsen, worauf der ewige Schnee liegt.

Unter andern durchzog ich dieser Tage die Ufer des strömenden Acherons, worauf eure Leute überfahren werden. Ich glaubte, als sie landeten, lauter Minister zu sehen, so wären ihre Diskursen von Staatssachen beschaffen. Und was

war's? nach genauer Erkundigung, wer dieser oder jener sey, erfuhr ich endlich, daß es lauter gemeine Leute, ja selbst Bauern wären, die, wie sie sagten, Zeitungen lesen, und aus dem Ding, was sie Zeitungen heißen, einen langen Schnick-Schnack, wie dieses oder jenes Königreich getheilt, oder nach ihrer Sprache säkularisirt werden soll, hererzählten, und alle Staatsgeheimnisse zu wissen vorgaben. By Gott, lieber Landsmann! die Zeitung muß ein großes gelehrtes Buch seyn. Sie sagten mir gerade ins Gesicht, daß eine Zeitung ein wichtigeres Ding sey, als ein Kalender. Das kann ich doch nicht glauben. Aber gelehrt muß das Ding seyn, weil die Kauze alle gelehrte Diskurse führten.

Nun kam einer an mich, und verlangte zu wissen, wo er den Wilhelm Tell antreffen könnte? der Geck! ich glaubte, er wollte mich ausgecken. Der bin ich, by Gott, sagte ich ihm trotzig, was willst du bey mir? — Nun fieng der Kerl einen Lermen an, als wenn er mich fressen wollte. Großer, erhabener, tapferer Mann, schrie er, ich bringe ihnen eine große Nachricht; sie sind der Abgott der aufgeklärten Welt; man verehrt sie, man spricht von ihnen, o was für eine erhabene Rolle haben sie in der Revolution gespielt! o Wil-

helm Tell, o Retter des menschlichen Geschlechts! Oh — oh oh!

Ich glaubte wirklich anfangs, der Kauz sey wahnsinnig. Was ist's, sprach ich, was willst du mit mir? — Er lief an das Schiff des Charons, rief alle Ankömmlinge, die eben ausgestiegen waren, und auf einmal sah ich mich von einem großen Menschenhaufen umgerungen. Lieber Landsmann, da fiel mir das alte Sprichwort ein: — o närrische Welt!

Nun fieng der Mensch an, zu erzählen, wie ich noch bey euch in großem Andenken bin, wie man noch von mir immer spricht, wie man mich ehrt, und wie die Gelehrten — viel, ja sehr viel von mir schreiben. Das hat mich wirklich gefreuet; es ist mir bis ans Herz gegangen. By Gott, es war mir warm vom Kopf bis zu den Füßen — von lauter Eitelkeit. Die Leute, die eben da ankamen, beguckten mich wie ein seltenes Thier; jeder fand etwas Sonderbares, etwas Merkwürdiges, etwas Großes an mir. Mir war bange, wenn die Kerle uneins werden sollten. Aber endlich kam einer hervor, machte drey Reverenzen, als wenn er in der Kirche vor dem Altar stünde, und machte folgende Anrede an mich:

Kant. — Dazu mußte ich neue Wörter und Worte erfinden; sie mit hinlänglichen Definitionen versehen; folglich eine neue metaphysische Sprache aufstellen. Denn weil ich die Unzugänglichkeit der bisherigen metaphysischen Grundsätze, um zur Wahrheit zu gelangen, erwiesen habe, so mußte ich neue aufstellen.

Leibnitz. — Das mag wohl den alten Metaphysikern nicht gefallen haben.

Kant. — Man verschrie meine Philosophie; man legte sie, ohne sie zu verstehen, auf eine gefährliche Art aus; ich mußte unverdiente Vorwürfe dulden, als wenn ich Religion und Sitten stürzen wollte. Meine Schüler vertheidigten mich, obschon eine Menge Schriften auch von gelehrten Männern und Professoren gegen mich ausgestreuet wurden. Aber troz aller dieser Unfälle erhielt sich mein Ruhm, und die Zahl der Zuhörer mehrte sich von allen Gegenden zu mir — selbst aus fremden Ländern.

Leibnitz. — Der Verdacht war freylich gegen dich.

Kant. — Man schrie, ohne abzuwarten, wohin meine neue Lehrart ziele. Ich, die Religion, ich, die Sitten umwerfen! ich, gefährliche Grundsätze aufstellen! ich, Atheist, ich, Zerstörer der re-

ligiösen Meinungen! und doch mußte ich alle diese Vorwürfe erleiden. Meine Feinde wollten nicht den Erfolg meiner Lehre abwarten. Nachdem ich die bisherigen metaphysischen Beweise widerlegt habe, kam ich endlich an diejenigen, die ich aufstellen wollte; ich erwies das Daseyn Gottes, das Bedürfniß der Religion, und andere dergleichen metaphysische Sätze nach meinen neuen Grundsätzen. Das moralische Gefühl lieferte mir weit schönere und sicherere Beweise dazu, als alle vorigen metaphysischeu Spitzfindigkeiten der philosophischen Vorgänger. Ich überzeugte, und meine Ueberzeugungen giengen erst vom Herzen aus, ehe sie in den Geist kamen. Und dann fiel das Band von den Augen meiner Feinde auf einmal herab, sie staunten, und sie mußten bekennen, daß sie mir Unrecht thaten, und daß sie nicht wußten, wohin ich sie endlich führen würde.

Leibnitz. — Nun wird also deine neue Lehrart allgemein werden.

Kant. — Diese Ehre, und diesen Ruhm hast nur du, großer Leibnitz! erlangen können; dir war dieser Vorzug — die Welt zu belehren — die ganze kultivirte Welt unter deine weisen Grundsätze zu bringen, vorbehalten. Meine Philosophie ist zwar auch bis nach Frankreich vorgedrungen, aber, so

viel ich weiß, hat sie dort auch kein großes Glück gemacht. Sie ist nicht einmal im ganzen Deutschland noch aufgenommen; mehr im nördlichen als im südlichen Theil. Ueberhaupt ist unser deutsches Vaterland in verschiedene Regierungen, folglich auch in verschiedene Meinungen getheilt. Jeder bringt einen großen Theil von seinen Meinungen in die Philosophie mit hinein. Ich will dir eine Bemerkung unseres Mosers anführen: — „Wie soll, sagt er, „ohne Hauptstadt, wo die Edelsten der „ganzen Nation beisammen vereinigt sind, ein Na„tionaltheater, ohne Nationalgeist einen Original„ton oder eine einstimmige Philosophie erlangen? „Wir kommen nicht einmal zu einem rechten Na„tionalfluch. Jede Provinz flucht und schimpft an„ders, oder verbindet mit seinem Ausdruck andere „Begriffe. In Frankreich, in England ist ein Fluch „von einem Ende des Reichs zum anderen verständ„lich. Die Pariser Straßen, Brücken und Zucht„häuser sind so bekannt, wie der Fuchs in der Fa„bel. Jede Allegorie, jede Allusion auf Tyburn „und Bedlam ist in England völlig sinnlich. Wir „können höchstens einen Provinzial-Spaßmacher „aufs Theater bringen, und so wenig Wien, als „Berlin oder Leipzig, haben ihren Ton zum Na„tionalton erheben können."

Beitrag zur Biographie des H. Kant.

Am 28. Februar wurde zu Königsberg die Leiche des verewigten Kant feyerlich in dem Professorgewölbe beigesetzt. Sowohl das Militär als die Civilbeamten wetteiferten, ihre Achtung der Leiche des berühmten Mannes zu erweisen, die von den Studirenden getragen wurde. Der Sarg war mit einem vergoldeten Deckel geziert, und das Hauptwappen darauf war eine Todten-Urne. Auf dem dunkeln Grund befand sich die Inschrift: Cineres mortales immortalis Kantii, (die sterbliche Asche des unsterblichen Kants.) Der feyerliche Zug gieng unter dem Geläute aller Glocken der Stadt nach der von einigen hundert Wachskerzen erleuchteten Domkirche. An dem Portale derselben empfieng der Staatsminister und Kurator der Universität, H. v. Ostau, der Kanzler und Direktor, die Senatoren und Professoren die Leiche, welche auf ein vor dem Altar errichtetes Trauergerüste niedergesetzt wurde. In der Kirche ertönte eine feyerliche Musik. Kants Marmorbüste von Schadow stand auf dem mittelsten der drey Mahagony-Postamente, am Kopfende des Sarges; auf den beyden andern standen zwey alabasterne Urnen, in welchen Lampen hiengen. Am Fußende desselben waren zwey

umgekehrte Fackeln, und weiterhin lagen auf einem Altare Kants vornehmste Schriften. H. v. Schröter hielt eine rührende Rede vom Katafalk, und die hiesigen Schauspieler führten eine Trauerkantate auf. Bey dem letzten Choral begaben sich die Mitglieder des Universitäts-Kollegiums nach der Gruft, wo sie die Leiche des großen Mannes in ihrer Mitte empfiengen. Er war seit seinen 30ger Jahren lungensüchtig, und hat das Alter von 80 Jahren erreicht.

Wilhelm Tell an einen Schweizer.

Dienstag den 8. Januar 1805.

Gott verzeih' mir's, lieber Landsmann! die Leute, die jetzt von euren Gegenden dort oben zu uns herabkommen, sind mir widerwärtig. Sie erzählen so viel Kikelkakel von der jetzigen Oberwelt, daß mir allzeit übel wird, wenn ich sie hören muß. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich alle Mühe habe, sie zu verstehen; so gelehrt schwätzen sie ihr Lirum-Larum daher. Und ich bin allzeit ein Feind der

der Gelehrten gewesen. Daß ist nun einmal meine Erbsünde; kein Wunder, da mich diese langweiligen Kauze mit ihrem studierten Hockes-Pockes so oft desperirt haben.

Kannst du dir, lieber Landsmann, was Unerträglicheres denken, als täglich über ein Ding, das sie Aufklärung nennen, aus dem Kodex der Vorurtheile meiner Zeit eine trostlose Predigt zu hören? täglich um den gleichgültigsten Quark — daß wir Alten in unserer Zeit lauter Stockfische wären; daß wir keinen bon ton, und wie sie dies alles heißen, beobachtet hätten, uns bekritteln zu lassen?

Landsmann! ich bin Sohn für Freyheit. Jeder soll frey leben; thun, was ihm beliebt, so lang solches nicht wider Gott, Obrigkeit und die Menschen läuft. Aber immer uns Alte als dumme Köpfe darstellen, da wir doch mehr als die jungen Gecken gestritten, gefochten, für unsere Freyheit gekämpft hatten, — das ist by Gott härter, als die Felsen, worauf der ewige Schnee liegt.

Unter andern durchzog ich dieser Tage die Ufer des strömenden Acherons, worauf eure Leute überfahren werden. Ich glaubte, als sie landeten, lauter Minister zu sehen, so waren ihre Diskursen von Staatssachen beschaffen. Und was

war's? nach genauer Erkundigung, wer dieser oder jener sey, erfuhr ich endlich, daß es lauter gemeine Leute, ja selbst Bauern wären, die, wie sie sagten, Zeitungen lesen, und aus dem Ding, was sie Zeitungen heißen, einen langen Schnick-Schnack, wie dieses oder jenes Königreich getheilt, oder nach ihrer Sprache säkularisirt werden soll, hererzählten, und alle Staatsgeheimnisse zu wissen vorgaben. By Gott, lieber Landsmann! die Zeitung muß ein großes gelehrtes Buch seyn. Sie sagten mir gerade ins Gesicht, daß eine Zeitung ein wichtigeres Ding sey, als ein Kalender. Das kann ich doch nicht glauben. Aber gelehrt muß das Ding seyn, weil die Kauze alle gelehrte Diskurse führten.

Nun kam einer an mich, und verlangte zu wissen, wo er den Wilhelm Tell antreffen könnte? der Geck! ich glaubte, er wollte mich ausgecken. Der bin ich, by Gott, sagte ich ihm trotzig, was willst du bey mir? — Nun fieng der Kerl einen Lermen an, als wenn er mich fressen wollte. Großer, erhabener, tapferer Mann, schrie er, ich bringe ihnen eine große Nachricht; sie sind der Abgott der aufgeklärten Welt; man verehrt sie, man spricht von ihnen, o was für eine erhabene Rolle haben sie in der Revolution gespielt! o Wil-

helm Tell, o Retter des menschlichen Geschlechts! Oh — oh oh!

Ich glaubte wirklich anfangs, der Kauz sey wahnsinnig. Was ist's, sprach ich, was willst du mit mir? — Er lief an das Schiff des Charons, rief alle Ankömmlinge, die eben ausgestiegen waren, und auf einmal sah ich mich von einem großen Menschenhaufen umgerungen. Lieber Landsmann, da fiel mir das alte Sprichwort ein: — o närrische Welt!

Nun fieng der Mensch an, zu erzählen, wie ich noch bey euch in großem Andenken bin, wie man noch von mir immer spricht, wie man mich ehrt, und wie die Gelehrten — viel, ja sehr viel von mir schreiben. Das hat mich wirklich gefreuet; es ist mir bis ans Herz gegangen. By Gott, es war mir warm vom Kopf bis zu den Füßen — von lauter Eitelkeit. Die Leute, die eben da ankamen, beguckten mich wie ein seltenes Thier; jeder fand etwas Sonderbares, etwas Merkwürdiges, etwas Großes an mir. Mir war bange, wenn die Kerle uneins werden sollten. Aber endlich kam einer hervor, machte drey Reverenzen, als wenn er in der Kirche vor dem Altar stünde, und machte folgende Anrede an mich:

„Großer tapferer Wilhelm Tell! die Nach„kommenschaft ist ihnen großen, ja großen Dank „schuldig. Auch hat sie ihn anerkannt. Ein durch „ihre Thaten gespannter großer deutscher Dichter „hat sie ans Theater gebracht.“ (Hier hätte ich bald dem Kerle eine Maulschelle geben wollen; ich ans Theater, ich Comödiant?) „Er hat aus „ihrem ruhmvollen bedeutenden, heldenmüthigen, „berühmten, bestaunten, freyheitsreichen und theu„ren Leben ein Schauspiel verfertigt, das die Be„wunderung und die Entzückung aller Theatergän„ger ist. So werden große Männer durch der„gleichen Epopeen verewigt, und so wird die Er„innerung an Wilhelm Tell vertausend, ja ver„vielmillionenfacht.“

By Gott! Landsmann, das gieng mir durch Mark und Bein; es wandelte mir die Lust an, auf der Oberwelt bey euch zu erscheinen, und wären die Gespenster nicht aus der Mode gekommen, so hätte ich mich in ein solches vermummt, und wäre auf irgend einem Theater, während der Vorstellung der Komödie meines Namens, mit Haut und Haar erschienen, um die Huldigung der öffentlichen Achtung in Persona zu empfangen. Inzwischen ist diese meine Freude durch einen wunderlichen Zufall etwas gestört worden. Unter den

Ankömmlingen war ein Mensch, der ein ernstes Ansehen hatte. Er blieb, während mir die anderen gehuldigt hatten, still und ruhig, doch schien er etwas traurig und nachdenkend zu seyn. Auf einmal trat er aus dem Haufen heraus, kam mir vors Gesicht, und sprach: — Wilhelm Tell! bisher hast du dich mit den verführerischen Lobeserhebungen der jetzigen Welt beräuchern lassen, es wird mir also auch erlaubt seyn, deine Thaten und die Revolution, die du in deinem Vaterlande rege gemacht hast, in Rücksicht anderer Staaten, und besonders in Hinsicht auf Deutschland, mit allen daraus entsprungenen Folgen anschaulich darzustellen.

Ich fragte mit gefälliger Neugierde, wer dieser Mann wäre. Man raunte mir ins Ohr, er sey ein Publizist. Da fiel mir gleich der Publikaner aus dem Evangelium ein. Nein, sagte man mir, zwischen Publizisten und Publikaner ist ein überwiegender Unterschied; ich ließ mich belehren, und nur mit Mühe konnte ich begreifen, was ein Publizist sey, da diese Benennung zu meiner Zeit unbekannt war. Ich nahm also den Publizisten bey der Hand, und bat ihn, weiter zu sprechen.

Vergieb mir, Wilhelm Tell, sprach er, vergieb einem Deutschen, daß er im Namen seines

Vaterlandes zu dir spricht. O Wilhelm, das heilige römische Reich, unser biederes Deutschland, war damals auch dein Vaterland, auch du warst ein Deutscher. Die Schweiz hat zu der großen Staaten-Familie Deutschlands gehört. Oesterreich hatte nur einige Ländereien und Güter darin, wie die Schweizer Edelleute und edle Ritter ihre Güter dort besaßen. Die meisten Städte Zürich, Luzern, Bern, Basel ꝛc. waren deutsche Kaiserliche Reichsstädte. Durch die Revolution, die du dich hervorgebracht zu haben rühmst, hast du Deutschland verkleinert; hast die Schweiz von dem deutschen Vaterlande abgerissen, und hast diesen wichtigen und von der Natur befestigten Theil Germaniens zu einem selbst bestehenden Staat erhoben. Ich weiß nicht, ob nicht jeder Deutsche bey dieser Ansicht mehr trauern, als sich freuen soll. Denn du hast dem deutschen Staatskörper dadurch mehr geschadet als genutzt. Wie kurzsichtig waren damals die Deutschen, die sich über diese Revolution freueten; denn sie war nicht dem Hause Oesterreich, sondern dem deutschen Reiche nachtheilig. Kaiser und Reich verloren vieles dadurch, das Haus Oesterreich nur das, was jeder deutsche Staat in dem Nexu und durch die Abreißung eines seiner Theile verlieren mußte.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Schweiz unglücklicher wäre, wenn sie sich an Deutschland gehalten hätte; du siehst wohl, lieber Wilhelm, daß sowohl die deutschen Reichsstädte, wie auch die Länder, die unter verschiedenen Reichsfürsten stehen, sich mit der Schweizer Glückseligkeit, und mit ihrem Zustande messen können, und daß sie eben so glücklich, wo nicht glücklicher der deutschen Freyheit genossen haben, und noch genießen.

Was für Kriege mußte hernach die Schweiz als selbstbestehender Staat gegen die Burgundier, gegen die Deutschen und gegen Frankreich aushalten? Wäre sie ein Theil des deutschen Reichs geblieben, so wäre sie in solche Kriege nicht verwickelt gewesen; sie hätte jeden Angreifer dadurch, daß man Deutschland oder einen Theil desselben nicht ungestraft anfallen darf, weil der ganze Körper jedem seiner Theile gleich zu Hilfe eilen mußte, abgeschreckt, und ich weiß nicht, ob die Schweizer-Freyheit mehr in dieser Rücksicht werth sey, als die Deutsche. Ich will noch andere Betrachtungen beyfügen, die die Folgen der Schweizer-Revolution, wozu du Anlaß gegeben hast, noch mehr auf das Ganze von Europa beleuchten werden.

Laß uns, empörter Tell! in deine Zeiten zurückblicken; laß uns die Hypothese annehmen, daß

du keine Revolution angefangen hättest, daß die Schweiz mit allen ihren Verbündeten noch an das deutsche Reich gehörte, daß sie einen Theil unsers Vaterlandes ausmachte. Welche militärische Situation, welche Bedeutenheit, welche Vertheidigungsmacht wäre daraus für das heilige römische deutsche Reich erstanden! Die tapfern Helvetier, unter Deutschland vereinigt, wären die bedeutenste Stütze gegen unsere Feinde gewesen; sie hätten den besondern Vorzug gehabt, Frankreich en echec zu halten; sie hätten bis in das Herz Galliens eindringen, die Operationen des Prinzen Eugen von Savoyen und des Montecuculi mit glorreicher Entscheidung befördern können. Ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Ludwig XIV. nie gegen Deutschland mit Erfolg aufgetreten wäre, und daß er es nicht gewagt hätte, einen Krieg gegen uns anzufangen, wenn die Schweiz mit ihren tapfern Männern als eins der wichtigsten Theile Deutschlands geblieben wäre, und von ihren Bergen einen Ausfall drohen konnte.

Man kann wirklich zum größten Leidwesen aller Deutschen behaupten, daß die Schweizer die ersten waren, die das deutsche Reich zu zertrümmern anfiengen; sie haben ein böses Beyspiel gegeben; sie haben das deutsche Vaterland um den

wesentlichsten militärischen Theil seines Gebiets durch ihren Abfall verkleinert, und die deutsche Kraft verkürzet. — Und welche schreckliche Folgen! ein großer Theil Italiens gehörte noch, und gehorchte noch den deutschen Kaisern; durch die Schweiz, von der gemeinen Sache getrennt, hat es auch dem bösen Beyspiele gefolgt, und hat sich von Deutschland zu trennen gesucht. Und, wenn die Schweiz noch deutsch geblieben wäre, hätte Frankreich in dem revolutionären Kriege gesiegt? hätte es die Schweiz anzugreifen wagen dürfen? wäre eine Schlacht bey Marengo vorgefallen? wäre Italien den fremden Anfällen so ausgesetzt worden?

Und hat Frankreich nicht die Schweizer Regierung hernach eine Olygarchie genannt? hat es nicht dieselbe unter diesen Vorwürfen angegriffen, ihre Regierungsart zerstört, und sich den Weg dadurch nach Italien gebahnt?

Darum, lieber Wilhelm Tell, behaupte ich, daß das Schauspiel, das jetzt auf den deutschen Theatern über deine Person gespielt wird, mehr Traurigkeit als Bewunderung unter den Deutschen erregen sollte. Ich sage es gerade heraus: — Die Deutschen sehen dabey ihre Demüthigung und ihre Schande — und staunen!

So weit der deutsche Publizist. — By Gott, lieber Landsmann! ich schäme mich, meine eigene Schande zu gestehen. Es ist viele Wahrheit darin. Aber — ich will das Weitere nicht untersuchen; es hat sich alles verändert, und ich habe zu dieser Veränderung vielleicht den Knoten angebunden. Ich darf nicht daran denken, aber daß ich noch ein guter Schweizer bin — bleibt ewig, wie meine Freundschaft gegen dich und jeden Schweizer.

Biographie.

Wilhelm Tell ist einer der ansehnlichsten Stifter der Schweizer Revolution, die anno 1307 ausgebrochen ist. Geißler, Gouverneur der Schweiz im Namen des Kaisers und des Reichs, unter Kaiser Albert, soll den Befehl gegeben haben, daß jeder, der bei einer Mütze, die auf eine Stange aufgesteckt war, vorbeigehe, den Hut abnehmen soll. Tell, der diesem lächerlichen Befehle nicht gehorchen wollte, ist vor den Gouverneur geführt worden, der ihm die Strafe auflegte, daß er einen Apfel, der auf den Kopf seines Kindes gestellt war, mit einem Pfeile abschießen soll. Tell war so glücklich, den Apfel abzuschießen, ohne seinen Sohn zu treffen. Er hatte aber noch einen andern Pfeil, und als man ihn fragte, warum er ihn versteckt

hielt, gab er zur Antwort: Ich habe ihn deswegen mitgenommen, um den Gouverneur damit zu treffen, wenn ich das Unglück gehabt hätte, meinen Sohn zu tödten. Man muß, sagt der Biographist, Herr von Feller, gestehen, daß die Geschichte des Apfels sehr verdächtig sey, indem sie von einem gothischen Soldaten, Namens Tocho, ebenfalls erzählt wird, und dieser gothische Soldat lang vor dem Tell gelebt hat. Es scheint wirklich, daß man die Wiege der Schweizer-Revolution mit dieser Fabel schmücken wollte. Aber gewiß ist es, daß Wilhelm Tell, nachdem er mit Ketten belegt wurde, hernach entkommen ist, und den Gouverneur Geißler mit einem Pfeile erschoß. Dieß war das Zeichen der Schweizer-Revolution, die sich hernach zu dem Stande, in welchem die Schweiz ist, glücklich endigte, und aus diesem Lande einen von Deutschland abgesonderten Staat schuf.

Pyreneus und Schiller.

Dienstag den 28. Mai 1805.

Pyreneus. — Wohin, verklärter Geist?

Schiller. — Dort sehe ich die Höhe des Sitzes der Musen; auf den Parnaß will ich steigen.

Pyreneus. — Es ist nicht so leicht, dahin zu kommen. Ich bin hier der Wächter. Ich darf keinen Sterblichen dahin steigen lassen, der je die Musen beleidigt hat. Dies ist meine Strafe, weil ich einmal eine solche Beleidigung gewagt hatte. Und welche Verdienste kannst du um die Musen vorzeigen?

Schiller. — Hier habe ich meine Schriften, die mir statt des Passes dienen. Meine Verdienste um den Parnaß sind weltbekannt; schon dort unter den Lebenden war ich darauf erhoben.

Pyreneus. — Laß einmal sehen. (Er liest, und staunt.) Schiller! welchen Namen habe ich gelesen! deine Theaterschriften sind bekannt; aber —

Schiller. — Welche Bedenklichkeiten willst du durch das Aber verrathen? bin ich vielleicht nicht würdig, auf dem Parnasse zu erscheinen?

Pyreneus. — Nicht das; aber du bist ein Deutscher, und bei den Geistern deiner Nation muß man immer sehr behutsam seyn.

Schiller. — Warum dieß?

Pyreneus. — Deutsche Schriftsteller selbst machen diese Behutsamkeit nothwendig. Ich könnte dir eine Menge Schriften citiren, die das Mißtrauen unter euch Gelehrten erwecken müssen; Ewald hat euch vor einigen Jahren ganz blos hingestellt, und jüngst haben wir ein treffliches Gemälde von euerer Schriftstellerei erhalten. Ich will dir eine Stelle daraus vorlesen, und du wirst mir eingestehen, daß wir alles Recht haben, behutsam gegen euch zu seyn. Höre mich an: — „Man rechnet jetzt in Deutschland 123 kritische Journale, Blätter und Hefte, worin nichts gethan wird, als andere Schriften recensiren, das heißt: sie zerlegen; den Geist auflösen; das Fleisch von den Knochen trennen; die Eingeweide herausnehmen, und über das todte Scelet die Urgicht halten. So selten dir die guten Schriftsteller sind, so selten sind auch gute, vortreffliche Recensenten; der große Haufe ist mir überall der große Haufe, ein lästiges, zudringliches, unverschämtes Gesindel. Viel Bosheit, Frechheit und kein Herz! Leute, die immer bereit sind zum Streit, und überall Reizun-

gen dazu geben, so daß man mit Recht sagen kann, seitdem wir so viele Recensenten haben, haben wir auch mehr Verwirrung, Zweifel, Ungewißheit, Unsicherheit, mehr Schwankendes, Schiefes, Halbwahres, Ganzfalsches in der Gelehrsamkeit aufkommen sehen. Man streitet — nicht um der Wahrheit willen, sondern um zu widerlegen — um dem Ansehen eines verdienten Mannes in den Weg zu treten, um seinen Witz zu zeigen, um das Tausendste in das Hundertste zu mischen! Niemals herrschte mehr Uneinigkeit unter den Gelehrten, mehr Erbitterung, als heut zu Tage! Ganze Klubs thun sich zusammen, und recensiren. Daher der ewige Widerspruch: hier Lob, dort Tadel; da blau, dort gelb; hier grün, dort schwarz; so stehen die Recensionen gegen einander ab, und geben den lächerlichsten Contrast. Man vergleiche einmal die Urtheile unter einander, und wenn man die Charlatanerie der Gelehrten noch nicht kennt, so wird man die auffallendsten Beweise finden. Dies kommt daher: viele recensiren sich selbst, oder lassen sich von ihren Spießbrüdern recensiren; dieser gehört zu dieser, jener zur andern Sekte; der ärmste Teufel ist derjenige, der gar keinen Patrioten hat. Daher verharrt alles in der absolutesten Gleichgültigkeit bei den bißigsten Recensionen, weil es einmal zu

dem Charakter dieser Journale gehört, daß sie sich unter einander reiben, necken, stechen und kratzen. Alles bleibt dabei ruhig, und kein vernünftiger Mensch geht mehr auf solche Urtheile, weil die meisten erkauft sind. An diesen 123 kritischen Journalen, die täglich erscheinen, arbeiten nach einem mäßigen Ueberschlag (auf jedes nur 20 Glieder gerechnet) wenigstens 2500 Hände; viele zählen zu 100 bis 160 Mitarbeiter; und in zehn Jahren wandeln sie sich wenigstens dreimal um; also kann man immer 7500 Recensenten auf zehn Jahre rechnen." Was kannst du dagegen einwenden? Es ist das Geständniß euerer Gelehrten selbst.

Schiller. — Alle dergleichen Rügen werden von den älteren Litteratoren aufgebracht, die sich auf das Neue nicht gewöhnen wollen.

Pyreneus. — Auf das Neue? — Hier ist die Rede, ob das Alte oder das Neue die Menschen besser und glücklicher macht. Darauf sehen vorzüglich die Musen; was würde eine verderbliche Schönheit dem Menschengeschlechte nutzen? Aber die ältern deutschen Schriftsteller klagen besonders, daß die neue Moral ein Romanansehen genommen, daß man sie auf leidenschaftliche Regungen gründen will, und daß sie nur sinnliche Wirkungen hervorzubringen sucht. Ich will wieder

citiren: — „Wer kennt das Volk nicht, wer gäbe nicht den Landmann verloren, wenn der Bauer über einer neuen Mechanik des Pfluges brütete, und die Erdarten in ihre Bestandtheile auflösete, und die Physiologie der Hausthiere aus Kupfern lernte? Wer kennt das Volk, und schaudert nicht bei dem Gedanken, daß es über das Daseyn Gottes und eines künftigen Lebens grübeln, die Entstehung und Rechte der Obrigkeit aus dem Naturrechte, oder aus dem gesellschaftlichen Contract eines Hans Jakob Rousseau entwickeln, und durch Vernunftgründe unter sich ausmachen solle, ob es ein Eigenthumsrecht gäbe oder nicht? Es kommt bei dem Landmann gar nicht darauf an, vielerley zu wissen, und vielerley zu thun, sondern weniges recht zu wissen, treu und immer zu befolgen, die einfachen Arbeiten seines Berufs immerfort und unermüdet zu thun."

Schiller. — Dies sind alte Wahrheiten, aus dem Hausverstande gegriffen und bestätiget.

Pyreneus. — Ich lese weiter: — „Der Verstand (denn dieser wird immer, auch bei aller Aufklärung, doch noch im Dunkeln, und in vielen tausend Dingen sich irren) kann uns weder glücklich, noch der Gesellschaft, in welcher wir leben, schätzbar machen; es ist vorzüglich, ja fast einzig,

die

die thätige Kraft, das Wohlwollen, wodurch wir Herzen gewinnen, Geist und Herz verbinden, Gutes wirken, und Menschen, das heißt gesellschaftliche Menschen im wahren Sinne des Wortes werden. Alle andere Kenntnisse und Talente sind in die Augen fallend, blos vorübergehend, und bleiben todt; sie machen uns mehr verächtlich, als schätzbar, wenn sie nicht dahin abzielen, unser Herz zu veredeln, und brauchbare Glieder des Staats zu bilden. In allen Wissenschaften bleiben wir Stümper, in der Moral allein können wir Helden werden. Sie fordert Ueberwindung, Prüfung, tägliche Uebung, und dies macht auch allein den Charakter des Mannes solid, gut und wahr. Darum, ihr Lehrer! präget euren Zöglingen recht fest ein, und kläret ihren Verstand darin auf, daß ihr ihnen oft und lebhaft wiederholet, was alle wahren Weisen einhellig bestättigen, und die Gelehrtengeschichte uns zu wahr an den Tag legt: — daß man ein sehr gelehrter und in Allem unterrichteter Mensch seyn kann, und doch dabei ein höchstverächtlicher, falscher, hämischer, boshafter, heimtückisch-mißtrauischer Mensch, ein Betrüger, ein boshafter Beurtheiler, ein Landesverräther, ein schlechter Ehemann, ein böser Bürger, ein liebloser Richter ꝛc.; wie auch

die Geschichten unser heutigen Zeit bestätigen." — Trifft diese Schilderung nicht einen großen Theil der jetzigen Gelehrten? Sage, hast du nicht die Erfahrung davon mit hieher gebracht?

Schiller. — Diese Beschreibung eines Deutschen von den gelehrten Deutschen ist, ich gestehe es, sehr demüthigend. Aber die Zeiten der Unruhen sind verflossen, der Schleyer ist von den Augen gefallen, alle Einrichtungen werden wieder hervorgesucht, die Moral auf religiöse Grundsätze aufgebaut. Man hat zehn bis zwölf Jahre im Taumel gelebt, wo sich alle Leidenschaften zügellos mit allen ihren Folgen blos dargestellt haben. Du wirst, lieber Wächter des Parnasses, wohl wissen, daß ich nur das Schöne, das Pathos, das Erhabene auf der Welt bearbeitet habe. Ich kann also Ansprüche machen, in dieser Rücksicht von allen den Gelehrten, von welchen du mir so häßige Bilder aufgestellt hast, abgesondert, und auf den Parnaß eingelassen zu werden.

Pyreneus. — Ich zweifle nicht daran; schon habe ich deine Ankunft gemeldet; schon sehe ich Bewegungen und Durcheinanderlaufen der Musen. Um einige Gefälligkeit muß ich dich noch bitten: Sage mir doch, wie steht's dort auf der

Oberwelt mit dem Kriege? wo sind die Flotten von Toulon, von Nelson?

Schiller. — Die letzten Nachrichten von London über Holland sind vom 16. Mai; sie melden die Nachricht, daß die große Flotte, die im Kanal kreuzte, und den Hafen von Brest blokirte, in Torbay eingelaufen ist. Dies kommt jedem Politiker wunderlich vor, als ob die Engländer auch der Brester Flotte das Auslaufen öffnen und erleichtern wollten. Die Flotte im Kanal ist von der Escadre des Contreadmirals Orde verstärkt worden, und doch hat sie ihre Station verlassen. Vermuthlich sind die meisten Schiffe derselben der Touloner Flotte nachgeschickt worden Die Bewegungen der Flotte vom Admiral Nelson sind bis auf den 16. sowohl in England, wie auch anderwärts bis auf den 16. Mai; unbekannt gewesen. Dies ist Alles, was ich darüber deiner Neugierde schenken kann.

Pyreneus. — Vielen Dank, großer deutscher Dichter. Hier auf diesem Wege wirst du auf den Parnaß zu den Musen gelangen. Fürwahr, das Menschengeschlecht gieng durch sich selbst verloren, wäret ihr zu ihrem Glück, hochgelehrte Herren! nicht geboren, die Ernst und Güte zu mischen

verstehen, und nicht blos auf Genuß, auch auf Erhaltung sehen. — Glückliche Reise!

Schiller. — Schon höre ich die lieblichen Stimmen der Göttinnen.

Pyreneus. — Ach! sie singen das Empfangslied eines deutschen Dichters, der die Wonne seiner Nation war. — Fürchte nicht, du wirst hier deine Räuber nicht antreffen.

Biographie.

Pyreneus. — Ein Fürst in Daulis, der die Musen, die bei stürmischem Wetter bei ihm Zuflucht suchten, aufnahm. Er verletzte aber die Achtung gegen sie, so daß sie nach der in ihnen wohnenden göttlichen Kraft aus dem obern Theile des Hauses flogen. Der unvorsichtige Mensch wollte ihnen nacheilen, dachte nicht an die Lebensgefahr, und stürzte todt von der Höhe herab.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Joseph II. am Grabe	3
Testament Joseph	11
Friedrich der Große und Joseph II. . . .	19
Friedrich II. und Laudon	25
An den lustigen Comus	26
Korrespondenz zwischen Joseph II. und Friedrich II.	28
An Benjamin Franklin	37
An die Kaiserin Maria Theresia . . .	39
An Wilhelm Tell	42
Pilatus und Wilhelm Tell	45
Pitt an einen deutschen Minister . . .	58
An Joseph II. ins Elysäum . . .	65
Montesquieu an die französische Nation . .	72
Ein anderes an Joseph II. ins Elysäum . .	83
Crillon und Blumauer	86
Germania an Joseph II.	88
Montesquieu an einen Minister des . . . Hofes	99
Joseph II. und Feldmarschall Bender . .	108
Friedrich III. und Karl Theodor . . .	118
Johann Lichtenbergers Weissagungen von 1488	123
Karl von Montesquieu aus dem Reiche der Todten an den Bürger Sieyes . .	132
Don Quixotte und Sancho Pancha . . .	151

Inhalt des zweyten Theils.

Seite

Sosias und Franklin 3
An die Kaiserin — Maria Theresia ins Elysäum 8
Wilhelm Tell an einen alten Schweizer . . 16
Herzog von Bedford an Herrn Fox . . . 21
Pius VII. und Joseph II. 25
Momus an die Unzufriedenen auf der Oberwelt 34
Baron von Steigentesch und Ignatz Schmidt . 43
Joseph II. und Friedrich II. 51
Friedrich II. und Cicero 59
Prinz Eugene und Feldmarschall Lacy . . 68
Karl VII. und Karl Theodor, Kurfürst von Baiern 79
Tippo Saheb und Washington 85
Freyherr von Knigge an den Verfasser des Triumphes der Philosophie . . . 96
An Alois Blumauer 106
Maria Theresia und Kaiserin Katharina II. . 117
Fürst Kaunitz und Graf von Herzberg . . 127
Leibnitz und Kant 136
Wilhelm Tell an einen Schweizer . . . 144
Pyreneus und Schiller 156

In

In allen soliden Buchhandlungen sind zu haben:

Abacher, J. J., der vollkommene Blumengärtner oder Anweisung, wie man die beliebtesten Blumen und Ziergewächse im Garten, an Fenstern und im Zimmer erziehen und behandeln soll. 8. 1 fl. oder 14 Gr.

Abbildung und Beschreibung der gefährlichsten Giftpflanzen und Giftschwämme Deutschlands, nebst Warnungen auch vor einigen andern zu wenig bekannten Giften, durch welche schon viele Menschen um Gesundheit und Leben gekommen sind, und Mittel dagegen. 3te Aufl. 8. Mit 37 in Kupfer gestochenen Abbildungen. 48 kr. oder 14 Gr. Mit nach der Natur ausgemahlten Kupf. auf Velinp. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Abbildung und Beschreibung der sieben Weltwunder: (1. die ägyptischen Pyramiden; 2. die schwebenden Gärten von Babylon; 3. die Mauern von Babylon; 4. das Mausoleum; 5. der olympische Jupiter; 6. der Koloß von Rhodus; 7 der Dianentempel zu Ephesus.) 8. 2te Aufl. 45 kr. oder 10 Gr. brosch. Dasselbe mit schön illuminirten Kupf. auf engl. Pap. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thaler.

Anweisung zum Seifensieden, Lichterziehen, Essigbrauen ꝛc. aus dem Siegel'schen Kochbuch besonders abgedruckt. 8 30 kr. oder 7 Gr.

Daisenberger, J. M., Auswahl der schönsten Stellen und Aufsätze aus den Werken Göthe's, Herder's, Klopstock's, v. Kotzebue's, Lessing's, Meißner's, J. G. C. Müllers, Schiller's, Tiedge's, Wieland's ꝛc. Zum Gebrauch für Stammbücher, zu Vorschriften ꝛc. 2te verm. u. verb. Ausgabe. 8. 1 fl. oder 14 Gr. Dasselbe auf Schreibp. 1 fl. 15 kr. oder 18 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Daisenberger, J. M., Auswahl schöner Glückwünsche. Ein Auszug aus vorigem. 8. 24 kr. od. 6 Gr.

Dessen allerneueste Geographie des Königreichs Baiern. 8. 1817. 30 kr. oder 7 Gr.

Dessen acht Kunststücke, als: 1) die Kunst, lange gesund und vergnügt zu leben (nach Cornaro und Hufeland); 2) die Ameisen, 3) Maulwürfe, 4) Wanzen auszurotten; 5) auch im Herbste die hundertblättrige Rose zu haben; 6) bei Billard- und andern Baumölbeleuchtungen, so wie 7) auf dem Feuerheerd viel zu ersparen; 8) die Kunst sich und andere zu überzeugen: ob man eine in Zweifel gerathene Schuld richtig erhalten oder getilgt habe. 8. 1 fl. oder 14 Gr.

Haus- und Kunstbuch, unentbehrliches enthaltend: leichtfaßliche Anleitung zum Seifensieden, Lichtergießen und ziehen, Essigbrauen, Einmachen, und Einsieden verschiedener Früchte, zum Brodbacken, Stärkemachen, Fleischeinböckeln, Holzersparen, Bleichen, Färben, Bierbrauen, zum Weinverbessern, nebst mehr als hundert andern nützlichen Kunststücken, um sich in allen häuslichen Vorfallenheiten selbst rathen und helfen zu können. Aus dem Siegel'schen Kochbuche besonders abgedruckt. 9te verb. u. verm. Aufl. 8. 1 fl. oder 14 Gr.

Heinrich von Eichenfels, des Grafen, Leben und Schicksale. Auf Schreibp. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Kalender, allerneuester hundertjähriger, enthaltend: 1) einen immerwährenden Kalender; 2) eine Erklärung des Kalenderwesens; 3) Beschreibung der Sonne, des Mondes und der Planeten; 4) Erklärung der Finsternisse, der Sternbilder, der Lufterscheinungen ꝛc. 5) eine Sammlung von Bauernregeln; 6) Denksprüche; 7) einen sogenannten Faulleuzer oder Hausrechner; 8) Erklärung der Maaße, Gewichte, Münzen ꝛc. 8. 1 fl. oder 14 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abel, Fr. C.

Gespräche im Reiche der Todten zwischen Kaunitz und Graf von Herzberg, Pyreneus und Schiller, Maria Theresia und Katherina II

Leipzig u.a. 1821

H.misc. 133 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738350-9